

SCHWÄBISCHE HEIMAT



1

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / FEBRUAR 1955



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

20 10.

Verlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1955

6. Jahrgang

Erstes Heft – Januar / Februar

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO HERDING
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50, – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Torschloß in Tettngang. Aufnahme: Tremmel Tettngang.

INHALT

Des Schönrainers Licht <i>Erzählung von Angelika Bischoff- Luithlen</i>	1
Tettngang, die Montfortstadt <i>Von Alex Frick</i>	3
Kleine Köstlichkeiten aus Schwäbisch Hall <i>Von Eduard Krüger</i>	8
Hopfenernte (Bild)	14
Von der Vogelwarte Radolfzell (vormals Vogelwarte Rossitten) der Max-Planck- gesellschaft <i>Von Ernst Schüz</i>	15
Michel Buck als Student <i>Von Heinz-Eugen Schramm</i>	18
Des Rätsels Lösung (Gedicht)	23
Geheimes Leben im alten Papier <i>Von Lore Sporhan-Krempel</i>	25
Fasnachtsbeschränkungen in Württemberg durch vier Jahrhunderte <i>Von Rudolf Fröhlich</i>	28
Eine schwäbische Romantikerin – Karoline Paulus <i>Von Karla Johns</i>	30
Ein böser Nickel unter den Buchstaben <i>Von Karl Häfner</i>	33
Vom Naturstein <i>Von Hans Schwenkel</i>	34
Buchbesprechungen	35
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes .	37

SCHWÄBISCHE HEIMAT

ZEITSCHRIFT ZUR PFLEGE VON LANDSCHAFT, VOLKSTUM, KULTUR

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes herausgegeben von Ernst Müller

6. Jahrgang 1955

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART



1955. I, 74/ Z 59

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

OTTO HERDING

für Geschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

INHALT

GEDICHTE

Backnanger Lied	232
Kurt Arnold Findeisen, Das Glück von Biberach ..	81
Rudolf Schlauch, s' is Frühjohr	43
Rudolf Schlauch, Die Heilich Noocht	201
Georg Schwarz, An der Alb vorbei	181
Willi Siegele, Thomas Mezler's Besingnuß einer Edlen Dama	122
Carl Weitbrecht, Abschied	184
Christoph Martin Wieland, An Biberach	104
Des Rätsels Lösung (O. H.)	23

ERZÄHLENDES

Angelika Bischoff-Luitblen, Des Schönrainers Licht ..	1
Karl Fuß, Schwäbische Glossen	121
Gottbifl Hafner, Nächtliche Begegnung	41
Helmut Paulus, Wie Justinus Kerner nach Tübingen kam	161

GESCHICHTE

Hektor Ammann, Von der Leistung Biberachs in der mittelalterlichen Wirtschaft	109
Erhard Bruder, Die Reichsstadt Biberach	105
Erhard Bruder, Biberach – Stadt der schönen Künste ..	106
Erhard Bruder, Der Biberacher Chronist Johann Konrad Kraus	146
Emil Fiedler, Die regionalen Veränderungen in der Konfessionszugehörigkeit der Bevölkerung Württembergs einschließlich Hohenzollern von 1900–1950 ..	221
Alex Frick, Tettang – die Montfortstadt	3
Rudolf Fröhlich, Wie in Württemberg der Gregorianische Kalender eingeführt wurde	227
Gustav Haffner, Die Stifter der Kirche und des Klosters zu Isny	182
Klaus Holtermann, Die wirtschaftliche Bedeutung des Kreises Biberach	111
Immanuel Kammerer, Bilder aus der Vergangenheit der Reichsstadt Isny	124
Clara Mayer-Bruckmann, Zur Geschichte der Silberfabrik Bruckmann & Söhne, Heilbronn	185
Ernst Müller, Neues zur Lebensgeschichte Johannes Reuchlins	189
Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen, 1455–1955. Ein Gedenkjahr der Kirche zu Ebhausen	130
Hans Schwenkel, Die Musikstadt Trossingen	179

LITERATUR UND PHILOSOPHIE

Otto Borst, Ottilie Wildermuth und Ottmar Schönhuth	225
Karla Johns, Eine schwäbische Romantikerin – Karoline Paulus	30
W. Koch, Der Räuber Spiegelberg	189
Hermann Mall, Schwäbische Musiker als Freunde Schillers auf der „Hohen Karlsschule“	219
Fritz Martini, Wieland in Biberach	65
Wilfried Nölle, Schillers „rote Totenklage“	73
Else Pfeiffer-Bonhöffer, Erinnerungen an Schillers hundertsten Todestag	75
Hansjörg Schelle, Zur Biberacher Shakespeare-Erstaufführung im Jahre 1761	113
Hansjörg Schelle, Das Wieland-Museum in Biberach	115
Heinz-Eugen Schramm, Michel Buck als Student ..	18

KUNSTGESCHICHTE

Georg Bischof, Oberschwaben – Land des Barock ..	93
Erich Endrich, Kirchliche Kunst der Gegenwart in Oberschwaben	44
Hans Fegers, Die Stuttgarter Akademie nach dem Kriege	138
Walther Genzmer, Der Maler Friedrich Schütz....	49
Walther Genzmer, Die Wallfahrtskirche von St. Anna in Haigerloch	202
Eduard Krüger, Kleine Köstlichkeiten aus Schwäbisch Hall	8
Hermann Lemperle, Das Biberacher Stadtbild als Kunstwerk	87
Adolf Rieth, Säulendrehen im Altertum und in der Barockzeit	59
Lore Sporhan-Krempel, Geheimes Leben im alten Papier	25
Walter Weber, Zum 90. Geburtstag des Bildhauers Daniel Stocker	218
Robert Wildhaber, Zwei kirchliche Bildthemen aus dem süddeutschen Raum um den Bodensee	162
Ansicht von Isny, Holzschnitt von Robert Greiß ..	182
Über den Bildhauer Walter Ostermayer	143
Ölberggruppe des ehemaligen Klosters Adelberg ..	64

VOLKSKUNDE

Paula Adelman, Pirmin und die Schlangen	72
Hermann Bausinger, Von der Mundart im südlichen Oberschwaben	69

<i>Hermann Bausinger</i> , Volkstheater und Theater- spielen	183
<i>Rudolf Fröhlich</i> , Fastnachtsbeschränkungen in Würt- temberg durch vier Jahrhunderte	28
<i>Rudolf Fröhlich</i> , Aus der Geschichte der Schäferei in Württemberg	145
<i>Karl Häfner</i> , Ein böser Nickel unter den Buch- staben	33
<i>Hermann Kolesch</i> , Bürger- und Bauernhäuser als Baudenkmale in ihrer volks- und kulturgeschicht- lichen Bedeutung	98
<i>Max Lohß</i> , Vom altschwäbischen Ofen	52
<i>Richard Schmidt</i> , Zur Trachtenkunde in Schwaben	169
<i>Wegweiser</i> durch die heimatliche Volkskunde	229

NATUR UND LANDSCHAFT

<i>Werner Lipp</i> , Das „Alte Bauhaus“ in Göppingen .	208
<i>Max Lohß</i> , Auf zum Schwarzwald	174
<i>Otto Mayer</i> , Die Barbarossalinde beim Kloster Lorch vernichtet	58
<i>Ingaruth Schlauch</i> , Botanischer Lehrgang auf Hohen- lohisch	148
<i>Gerhard Schneeweiß</i> , Dachständer – müssen sie sein?	210
<i>Ernst Schütz</i> , Von der Vogelwarte Radolfzell	15
<i>Ernst Schütz</i> , Schloß Rosenstein – neue Teilunter- kunft des Naturkunde-Museums in Stuttgart	188
<i>Hans Schwenkel</i> , Ein neues Albdorf und eine neue Steige im Lenninger Tal	136
<i>Hans Schwenkel</i> , Vom Naturstein	34
<i>Hans Schwenkel</i> , Neue Forschungsergebnisse von Dr. h. c. Karl Bertsch in Ravensburg	117
<i>Hans Schwenkel</i> , Geschnitzte Wegweiser	213
<i>Hans Schwenkel</i> , Steinbrüche der Zementindustrie im Landschaftsbild	231
<i>Franz Wachek</i> , Das Institut für Seenforschung und Seenbewirtschaftung in Langenargen	61
<i>Franz Wenk</i> , Die Landschaft um Biberach	82
<i>Hopfernte</i> in Oberschwaben	14

HEIMATSCHUTZ

<i>Hans Schwenkel</i> , Reklame an der Autobahn?	118
<i>Hans Schwenkel</i> , Hetze gegen die Friedhofsverwal- tungen	150
<i>Hans Schwenkel</i> , Die Bergung von Natursteinen in Stuttgart und die Friedhofmauer am Pragfriedhof .	150

<i>Hans Schwenkel</i> , Ein vorbildliches Ehrenmal auf dem Schloßberg in Gerlingen	150
<i>Hans Schwenkel</i> , Neues Kriegerehrenmal in Hechin- gen	188
<i>Abbruch</i> des Hörnle	24
<i>Bodenseetage</i>	190
<i>Das „Daimler-Benz-Haus“</i>	151
<i>Neuer Friedhof</i> in Grunbach i. R.	24
<i>Gestaltete Grabmäler</i>	144
<i>Jahreshauptversammlung 1955</i>	154
<i>Pfingsttage</i> in Ochsenhausen	157
<i>Tombola</i> auf dem Stuttgarter Schloßplatz	76
<i>Verlorenes Paradies</i>	151
<i>Was geht in Schöntal vor?</i>	151
<i>Was wird mit dem Neuen Schloß?</i>	118
<i>Neues Schloß</i> und Rosenstein	153

BESPROCHENE BÜCHER

<i>Bildbücherei Süddeutschland</i>	35
<i>Bohnenberger</i> , Die alemannische Mundart	36
<i>Ernst</i> , 6000 Jahre Bauerntum im Oberen Gäu .	35, 238
<i>Gayler</i> , Sternengang	237
<i>Kibler</i> , Der Turmbau zu Babel	235
<i>Kibler</i> , Ist das richtig, Herr Doktor?	235
<i>Koschlig</i> , Mörike in seiner Welt	236
<i>Mühlhäuser</i> , Schönes Schwabenland	238
<i>Noelle</i> , Eine Göttin will ich lieben	236
<i>Olga Nikolajewna</i> , Traum der Jugend goldner Stern	237
<i>Plank</i> , Testament eines Deutschen	36
<i>Schahl u. a.</i> , Kunstdenkmäler des Kreises Wangen .	152
<i>Schefold</i> , Alte Ansichten der schwäbischen Alb	152
<i>Schoenichen</i> , Naturschutz, Heimatschutz	35
<i>Schumann</i> , Freundliche Bosheiten	237
<i>Schwenkel</i> , Der Friedhof auf dem Lande	234
<i>Wais</i> , Alt-Stuttgart	152
<i>Wais</i> , Albführer I	238
<i>Werth</i> , Grabstock, Hacke und Pflug	36
<i>Württ. Jahrbuch</i> für Volkskunde 1955	233
<i>Württembergischer Land</i> (Kalender)	238
<i>Zänkert</i> , Lebensstätten zwischen Strand und Alpen	35

MITTEILUNGEN DES SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES	37, 76, 119, 154, 190, 239
---	----------------------------

Des Schönrainers Licht

Erzählung nach einer alten Dorfsage

Von Angelika Bischoff-Luthlen

Der Hof, der auf halber Höhe eines der Hügel, die das Dorf begrenzen, einsam und unter alte Bäume eingebettet lag, hieß im Grundbuch der Schönrainhof oder der Hof am schönen Rain. Aber kein Mensch sagte so. Es hieß „Scherroinahof“, wobei die mittlere Silbe betont und niemand sich der eigentlichen Wortbedeutung mehr bewußt wurde. Sie war zwar unsichtbar da, wurde aber nicht ausgesprochen, gemäß der schlichten Art der dortigen bäuerlichen Menschen, die die Schönheit eines Raines wohl empfinden, nicht aber immer und zum Werktagsgebrauch von ihr reden mögen.

Der Hochzeit des Haussohnes, die auf dem Hof geplant war, war eine Trauerfeier vorausgegangen: Die Mutter des Hochzeiterers war bei Umgestaltungsarbeiten im Haus über ein Kabel gefallen, hatte sich schwer verletzt und starb nach schmerzvollen Leidenstagen. Trotzdem war das junge Paar übereingekommen, die Hochzeit nicht zu verschieben, sondern sich still und ohne jedes Gepränge trauen zu lassen, da der Hof die Frauenhand brauchte. Im Dorf wurde viel darüber geredet, daß man die Sitte des Trauerjahrs nicht eingehalten hatte, aber Helene, die Braut, kümmerte sich nicht darum. Sie war eine Städterin, brachte Geld und praktischen Sinn ins Haus und war obendrein eine gute Seele, die das Blut irgendeines halbvergessenen Vorfahren wieder aufs Land treiben mochte, zu Acker und Stall zurück, aber ausgerüstet mit der ganzen Mitgift neuester landwirtschaftlicher Erkenntnisse. Rüstig und tätig leitete Helene die Modernisierungsarbeiten auf dem Hof, der ob seiner einsamen Lage bisher noch „vorsintflutlich“, wie sie sagte, nämlich ohne elektrischen Strom bewirtschaftet worden war. Der Unfall mit der Schwiegermutter war bedauerlich,

gewiß, aber all die neuen Knöpfe und Schalter an den Wänden wollten in Gebrauch genommen werden, von jemand, der es verstand, den es förmlich in den Fingern juckte, danach zu greifen – so wurde Helene die junge Bäuerin auf dem Hof.

Der größte Gegner dieser frühen Hochzeit war der Vater des Bräutigams, der Altbauer Michael, genannt der „Scherroinamichel“. Der Tod seiner Gefährtin hatte ihn schwer getroffen, und kein Wort und keine Guttat konnte die starre Miene des alten Mannes ein wenig lockern, am allerwenigsten die Bemühungen Helenes, ihm ein gemütliches Stübchen einzurichten. Der Raum war hell gestrichen worden, man hatte die alte hölzerne Doppelbettlade durch ein neues weißlackiertes Gestell mit frischem Bettzeug ersetzt, außerdem hatte das Zimmer nun Stromanschluß, an der Decke eine Schale und am Bett eine Röhre, die taghelles Licht gaben, wenn der Alte abends in seiner ungefügen Traubibel lesen wollte, was er gewöhnt war. Helene meinte, hier müsse es dem Vater doch nun gefallen, zum mindesten dann, wenn er sich an die Veränderung gewöhnt habe. Aber der Alte starrte alles böse an und schwieg beharrlich, und nur einmal bekam der Sohn im Hinblick auf die neue Lagerstätte zu hören, nun könne er nicht einmal mehr „zur Mutter numlangen“. Auf die Entgegnung, daß er das ja leider auch im alten Bett nicht mehr gekonnt hätte, schüttelte der alte Schönrainer nur den Kopf. „Was weißt denn du!!!“ sagte er.

Es war nicht leicht, mit dem alten Mann umzugehen, und Helene, die doch eigentlich einen ganzen Wagen voll Geduld mit auf den Hof gebracht hatte, fand im Stillen, der Vater sei ein undankbarer Mensch. Er müsse doch auch bedenken, daß sie dem Hof auf die

Beine geholfen hatte. „Vielleicht ist er nicht mehr ganz recht“, sagte Hansjörg dann wohl, aber es tat ihm leid um das Wort. Er wußte nur die Streiche nicht anders zu erklären, die der Vater machte. Wie ein trotziges Kind benahm er sich. Abends, wenn alles zur Ruhe gegangen war, wurde er lebendig, wanderte im Haus umher, öffnete Türen und Schränke und trieb dieses und jenes. Oft holte er sich Werkzeug herbei, schraubte die Lampen in seiner Stube ab und versteckte sie so, daß sie tagelang gesucht werden mußten. „Er wird sie noch zertrümmern in seinem Haß auf das neue Licht“, fürchtete Helene. „Das tut er nicht, dazu ist er ein Bauer“ sagte Hansjörg und behielt recht. Als er merkte, daß die Lampen gefunden und wieder angebracht wurden, suchte der Scherroinamichel andere Wege. Er schlief nicht mehr in seinem Zimmer; man fand ihn einmal im Stall, einmal in der Scheune, oft auch in einem halbzerfallenen Schöpflein auf alten Säcken liegend, unter einer Dachluke, die er noch vergrößert hatte, wohl, um den sommerlichen Himmel zu sehen und Luft zu haben. Hansjörg, der sich angewöhnt hatte, morgens als erstes den Vater zu suchen, traf ihn dort am häufigsten an: ins Halbdunkel gebettet, leicht schnarchend in dem tiefen Morgenschlaf, der ihn überkam, wenn er seine nächtliche Rastlosigkeit überwunden hatte. Als der Junge einmal die Tür aufstieß, um die vollflutende Morgensonne hineinzulassen, sah er, daß der Vater sein Lager deutlich als ein doppeltes hergerichtet hatte. Seine rissige Hand hatte er dorthin ausgestreckt, wo es leer war, und die Finger waren so liebevoll gebogen, als müßten sie eine zweite Hand in sich halten, sicher durch des Traumlandes Wirrnis führen und in den Morgen geleiten. Erschüttert und beschämt, als hätte er sich eines geheimen Frevels schuldig gemacht, zog der junge Schönrainer die Tür wieder zu und gab mit allen Sinnen darauf acht, daß sie nicht knarrte.

Den Sommer hindurch ging dies heimliche Wesen weiter. Der Altbauer suchte sich nachts ein Lager, und Hansjörg ging dann am Tag diesen Wegen nach. Als es kälter wurde, ließ er manchen Stapel Schaffelle oder Säcke irgendwo liegen, wo sie nicht hingehörten, und ließ sich von der aufmerksamen Helene deswegen schelten, daß er der Torheit des Vaters Vorschub leiste. Schließlich, im Oktober, bat er den Vater, nun doch in der Stube zu schlafen. Er bekam ein flüchtiges Ja und zugleich ein so schmerzliches Lächeln, daß er wußte, es galt nicht. Und so ereilte das Schicksal den einsamen Schläfer: am Anfang des November schneite es nachts, und sie fanden ihn im Schopf halb erstarrt von dem Schnee, der unter der Tür durch und von der Dachluke hereingeweht war.

Sie brachten ihn mit Einreibungen, Wärmflaschen und heißen Tränken zwar ins Leben zurück, aber er bekam eine schwere Lungenentzündung, und mit der Pflege dieses alten Menschen, des Scherroinamichels, der im Bett lag wie ein urweltlicher Baumstamm und, unter geheimen Stürmen ächzend, sich drehte und wendete, übernahm Helene etwas für sie fast Untragbares. Es galt nicht nur, den schweren und immer noch kraftvollen Mann mit beiden Armen festzuhalten, wenn er, was alle Augenblicke geschehen konnte, das Bett und die Stube verlassen und wilden Blicks nach draußen stürmen wollte, weil er drin nicht sterben könne, wie er sagte; es galt auch, was fast noch mehr Stärke heischte, an seinem Lager zu sitzen und all das anzuhören, was, im Leben verschwiegen, in der Fieberhitze jäh zum Durchbruch kam wie aus einer prallen und brennenden Beule.

Immer wieder war es das Licht, was ihn beschäftigte und quälte. Ein Licht, ein bestimmtes Licht, das neue Licht oder Licht überhaupt – es wurde nicht klar, was er meinte, nur manchmal trat der Haß auf die Modernisierung zutage; dann schimpfte, fluchte, tobte, weinte und bettelte er in einem Atem. „Nehmt es weg – es scheint zu hell – man sieht nichts mehr! Hansjörg – schlag es weg – warum duldest du das? Hilfe – die Offenbarung – es wird zu heiß – ich kann nicht –“ Einmal lag er stöhnend, dann wieder still da; oft kamen wilde Worte wie fliegende Fahnenfetzen, dann wieder redete er zusammenhängend, im Predigtton und schriftdeutsch, mit Bibelworten untermischt. „Das sagt der Sohn Gottes, der da Augen hat wie Feuerflammen! Glaubet doch, o glaubet, ihr Kinder Israels! Warum glauben unsere Söhne und Töchter nichts mehr? Sie haben das Licht in der Maschine bekommen, aber das Licht des Herzens ist von ihnen genommen –“ Hier schrie er so, daß man ihm ein Beruhigungsmittel einflößen mußte; danach lag er still da, plötzlich blaß und verfallen, und als der Sohn sich niederbeugte und ängstlich nach dem Puls fühlte, kam es zärtlich flüsternd von seinen Lippen: „Ja, gib dei Händle, Mueterle, Schatzele, liebs – bist da?“ Nun liefen auch Helene die Tränen über die Wangen. Indessen redete der Alte weiter, ein wenig lauter und im Gesprächston: „Ist gut, Mueterle, daß du kommen bist. S' ist jetzt viel zu hell, man sieht das Licht nicht. Weißt no, wie des schön war, winters, wenn's so lang nacht war unterm dicke' Strohdach? Schwätza hat mr könne, und viel, viel denke – heut denket se nix meh. Heut sind se blind vom Licht – aber der oine, Mueterle, weißt, der zündet uns – derfst's glaube – mir fendet de Weg –“

Die Tage und Nächte erschienen ihnen endlos, aber

dann kam doch ein Abend, wo sich Hansjörg und Helene niederzulegen getrauten. Es ging dem Vater besser, er schlief ruhig und sicher atmend, und sie zogen vorsichtshalber den Stubenschlüssel ab und nahmen sich vor, im Morgengrauen gleich nachzusehen. Helene kam zuerst – der Kranke war verschwunden. Ein Fenster stand halb offen, zwei Bettücher fehlten und das nasse Gemüsebeet unterm Fenster zeigte die Gehspur eines nackten Fußes, die sich bald im Grase verlor. Sie boten Knechte und Mägde auf, um den Flüchtigen zu finden; erst wurde in nächster Umgebung des Hofes jedes Brett und jeder Strohbund umgedreht, da sie annahmen, der Alte könne in seiner Schwäche nicht weit gekommen sein. Ratlos streifte die Gruppe der Suchenden, durch Männer vom Dorf verstärkt, schließlich in der Abenddämmerung über den Berg, und einer blickte zufällig in das halb abgebrochene Schafhaus, das da stand. Da sahen sie es. Es flatterte ein weißes Tuch an den Haken, an denen früher der

Schäfer seine Hängematte befestigt hatte, und im Näherkommen sahen sie, daß es bettartig festgebunden war, und daneben das zweite, in welchem, mit liebend ausgestreckter Hand, der alte Michel lag – tot. Darüber, an einem Balken, sah man ein fahles, gespenstisch leuchtendes Licht. „Er hat ihm heim’zunden“, sagte der alte Besenbinder, der dabei stand. Später, nach einigen Wochen erst, erinnerte sich Hansjörg dieser Worte und fragte den Besenbinder, der ein Schulkamerad des Toten war, nach ihrer Bedeutung. Er bekam eine kurze und widerwillige Auskunft. Der Vater sei einmal mit dem Fuhrwerk bei Nacht heimgefahren. Da sei ihm einer aufgesessen. Der habe gesagt, er solle sich nicht umkehren, er komme von den Toten. Aber wenn er ihn ein Stück mitfahren lasse, wolle er ihm und seinem Weib „zünden“, wenn sie sterben müßten. „In eurem Haus weiß man aber auch gar nichts“, setzte der Besenbinder mißbilligend hinzu.

Tett nang, die Montfortstadt

Von Alex Frick

Tett nang, die Stadt auf der Höhe über dem Bodensee, nennt sich gerne „die Montfortstadt“ und drückt damit aus, daß sie ihre Entstehung und Entwicklung in erster Linie den Grafen von Montfort verdankt. Auch ihr zweiter Beiname „Stadt der Schlösser und Kapellen“ hängt mit diesen Grafen zusammen, welche die meisten dieser Bauten errichtet haben. Wenn sie sich aber heute noch mit dem Schimmer der Montfort umgibt, liegt darin auch ein wenig Wehmut und Sehnsucht nach alten Zeiten. Denn über 500 Jahre war sie Residenz dieses Grafengeschlechts.

Allerdings, als Siedlung ist Tett nang schon viel älter als die Grafen. Denn als in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts die Argengau-Grafen begannen, an Siedler Land abzugeben, um aus diesem dicht bewaldeten Jungmoränegebiet Kulturland zu schaffen, ließ sich auch ein Tetto dort nieder. Er hatte sich für seine Siedlung ein günstiges Gelände herausgesucht. An einer alten Römerstraße und am Abfluß eines größeren Gletschersees legte er seinen Hof an. Es waren ja keine großen Sippen, welche hier in jener Zeit siedelten, sondern nur Einzelpersonen mit ihrer Familie. Und weil das Gelände, eine Schotterterrasse der letzten Eiszeit, leicht gewölbt war und an einem

Wasser lag, nannte man diese Siedlung Tetti-wang. Aber diese Wortzusammenstellung war dem Schwaben nicht geläufig, und so machte er bald ein Tett nang daraus, und als Tetinanc erscheint der Ort im Jahre 882 zum ersten Male in einer St. Galler Urkunde. Um die Mitte jenes Jahrhunderts wurde es auch wahrscheinlich Pfarrei und erhielt eine Pfarrkirche, welche dem heiligen Gallus geweiht wurde. Aber dieses Tett nang wäre wohl ein unbedeutendes Dorf geblieben, wenn nicht in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Grafen im Argengau, dem Zuge der Zeit folgend, auf einer vorgeschobenen Spitze einer durch das Eis gebildeten Terrasse eine Burg erbaut hätten. Diese nannten sie nach dem in der Nähe gelegenen Dorf „Burg Tett nang“. Als ihr erster Bewohner ist im Jahre 1154 ein Graf Cuno von Tett nang bekannt.

Nun hören wir von Tett nang erst wieder in Verbindung mit den Grafen von Montfort. Dieses am Bodensee und in Vorarlberg einst so mächtige Geschlecht stammt väterlich von den Pfalzgrafen von Tübingen ab. Als der letzte Graf von Bregenz, Rudolf, um das Jahr 1143 starb, hinterließ er nur eine Tochter Elisabeth, welche mit dem Pfalzgrafen Hugo



Gesamtansicht der Montfortstadt Tettang mit Blick auf die Schweizer Berge

Aufnahme: Tremmel

von Tübingen verheiratet war. Dieser erhielt nun zu seinem großen Tübinger Besitz auch das Erbe der Bregenzer Grafen am Bodensee und beiderseits des Rheins, also den früheren Argengau und Rheingau. Nach dem Tode des Pfalzgrafen Hugo wurde sein Besitz geteilt; der ältere Sohn Rudolf setzte den Tübinger Stamm fort, während der jüngere Hugo das mütterliche Erbe der alten Bregenzer Grafen erhielt. Dieser verlegte seinen Wohnsitz jedoch bald weiter nach Vorarlberg hinein auf eine Burg, welche einem alten Ministerialengeschlecht gehörte und nannte sich nach dieser Burg Graf von Montfort. Es ist die heutige Schattenburg bei Feldkirch. Damals waren die Montfortgrafen ein mächtiges Geschlecht am Bodensee und „wohl kaum einem anderen Geschlechte Schwabens mochten sich im 13. Jahrhundert, zumal nach dem Aussterben der Staufer, so günstige Aussichten eröffnen, wie dem Montfortischen Hause“ (V. Ernst). Aber die Teilung des Besitzes nach jeder Generation schwächte die Macht dieser Grafen.

Bei der zweiten Montfortischen Teilung um das Jahr 1260 erhielt Hugo III. den früheren Argengau, allerdings nur noch von der Schussen bis zur Laiblach, und nahm als Wohnung die Burg Tettang. Bei dem

Bestreben des hohen Adels in jener Zeit, innerhalb seiner Herrschaft einen wirtschaftlichen Mittelpunkt zu schaffen, gründete auch Hugo III. einen städtischen Markt. Wie die meisten dieser adeligen Gründungen war es eine künstliche Anlage. Das Gelände zwischen Burg und Dorf war dazu bestens geeignet. Ursprünglich bildete die Stadt nur zwei Häuserzeilen, welche einen großen Platz umfaßten. Die ganze Anlage war 1000 Schuh lang und in Hofstätten eingeteilt, von denen jede 50 Schuh breit war. Bedingt durch die Lage der Stadt standen die beiden Stadttore im rechten Winkel zur Straße. In der Mitte dieses Platzes stand seit dem 15. Jahrhundert das Rathaus, an welches sich dann eine dritte Häuserzeile anschloß. Für diese Gründung erhielt Graf Hugo am 1. Dezember 1297 von König Adolf die Stadtrechte von Lindau verliehen. Von dessen Nachfolger, dem König Albrecht, ließ er sich jedoch im Jahre 1304 das Stadtrecht nochmals bestätigen, wobei er auch einen Wochenmarkt verliehen erhielt. So bestand jetzt Tettang aus drei Siedlungen: dem Dorf aus dem 8. Jahrhundert, der Burg aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts und der Stadt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts.

Die Grafen von Montfort versuchten jedoch vergeb-

lich, ihre Stadt in wirtschaftlicher Beziehung zu einiger Bedeutung zu bringen. Ja, es gelang ihnen nicht einmal, ihre Untertanen zu bewegen, daß sie ihre Frucht auf dem Tettninger Wochenmarkt verkauften. Die Konkurrenz der großen Reichsstädte, welche dicht an den Grenzen des Montfortischen Gebietes lagen und in deren Schnittpunkt Tettning selbst lag, war zu groß. Ravensburg, Lindau, Wangen und Buchhorn kamen durch die große Freizügigkeit ihrer Bewohner zu einer mehr oder weniger großen wirtschaftlichen Höhe. In Tettning dagegen waren die Bürger Untertanen des Grafen und hatten lange Zeit nicht viel mehr Freiheit als die Bauern der Umgebung. Fast 300 Jahre lang waren die Bürger sogar Leibeigene des Grafen, und erst im Jahre 1578 ließen sich die Grafen die Leibeigenschaft von den Bürgern um 2000 Gulden abkaufen. Doch sechs Bürger mit ihren Familien wollten nicht; sie wollten leibeigen bleiben, und das war dem Grafen gar nicht recht. Denn diesem kam es wahrscheinlich auf das Geld an. Deshalb wurden diese sechs Bürger bestraft, daß sie und ihre Nachkommen für ewige Zeiten in der Leibeigenschaft bleiben müssen.

Der bedeutendste unter den Tettninger Montfort-Grafen war Wilhelm II., gestorben um 1353. Im Kampfe zwischen Ludwig dem Baiern und Friedrich von Habsburg stand er zuerst auf Seiten des Habsburgers, ging dann aber um 1319 zu Ludwig über und setzte sich nun tatkräftig für dessen Ansprüche auf den Königsthron ein. Als nun im Jahre 1322 Friedrichs Bruder, Herzog Leopold von Österreich, mit einem Heer vom Elsaß her zu diesem zog, fiel er auf dem Wege in die Montfortische Herrschaft ein und verwüstete sie. Damals wird wohl auch Tettning zerstört worden sein; und von der Belagerung der Burg ließ er nur darum ab, weil die Gemahlin des Grafen Wilhelm ihn selbst darum bat. Kaiser Ludwig gestattete später, am 19. November 1330, dem Grafen Wilhelm, daß er „seinen Flecken zu Tettninge vesten mach und soll mit Mauren und Graben wie er will als ein Statt“. Aus jener Zeit stammt wohl das Fundament des noch erhaltenen Stadtttores. Graf Ulrich ließ im Jahre 1464 den Torturm errichten, welcher gegen das Stadttinnere noch die gotische Eselsrückenblendnische und darüber vier steile Spitzbogenblendnischen hat. Im 17. Jahrhundert erhielt der Torturm und das danebenliegende Torschloß die Staffeln, welche für alle Montfortischen Bauten aus jener Zeit charakteristisch sind. Doch noch öfters wurden Burg und Stadt zerstört. Ein Brand, der im Jahre 1488 die Burg einäscherte, vernichtete auch das Archiv, so daß viele Urkunden der älteren Zeit verloren-

gingen. Die Burg wurde wiederaufgebaut, aber im Dreißigjährigen Krieg war ihr Schicksal besiegelt. Burg und Stadt wurden durch Feuer zerstört, und nur in der Vorstadt, dem alten Dorfe Tettning, blieben einige Häuser stehen. Deshalb konnte Merian keinen Stich von Tettning anfertigen und er beklagt dies in seiner 1643 erschienenen Topographie Sueviae, weil „das Schloß und auch fast das Stättlein der Zeit abgebrannt“ sind.

Den Grafen war es infolge ihrer schlechten finanziellen Lage, die durch den Krieg noch verstärkt wurde, lange Zeit nicht möglich, ihre Burg wiederaufzubauen. Die Ruinen blieben liegen, und nur der viereckige Bergfried schaute noch ins Land hinaus. Erst im Jahre 1667 baute Graf Johann ein bescheidenes Schloß, dessen einziger Schmuck sein Wappen und das seiner beiden Frauen über der Tür war. Seit 1904 ist es im Besitze der Stadt und dient als Rathaus. Dieses einfache Schloß genügte aber seinem Sohne, dem lebensfreudigen Grafen Anton III. nicht mehr. Wie er es in seiner Lebensweise dem übrigen Adel gleich tun wollte, so wollte er auch trotz seiner Schuldenlast ein Schloß hinstellen, das den anderen Schloß- und Klosterbauten jener Zeit würdig wäre. Deshalb ließ er im Jahre 1712 die Ruinen der alten Burg abbrechen und an ihrer Stelle nach den Plänen des Benediktinerfraters Christoph Geflinger vom Kloster Isny das sogenannte „Neue Schloß“ erbauen. „Ein wahrer Fürstensitz, wird er genannt, „vergleichbar dem auf dem Heiligenberg, an Einheitlichkeit der Komposition und massigen Eindruck diesen übertreffend“.

Es ist uns nicht bekannt, welche Künstler damals an diesem Bau gearbeitet haben, doch war es wahrscheinlich in seinem Innern großartiger ausgestaltet als der jetzige Zustand ist. Denn am 11. November 1753 wurde dieses Schloß durch Feuer zerstört, so daß nur noch die Außenwände stehenblieben. Der Mut des Grafen Ernst (+ 1755) und seines Sohnes Franz Xaver sind zu bewundern, daß sie trotz der großen Schuldenlast, welche auf dem Hause Montfort lag, nochmals an den Wiederaufbau des Schlosses gingen. Jakob Emele, der Erbauer des Klosters Schussenried, baute es wieder auf, und bedeutende Künstler, wie Josef Anton Feuchtmayer, Johann Jakob Schwarzmann, der Montfortische Hofmaler Andreas Brugger aus Langenargen und Martin Kuen haben darin gearbeitet. Dieses neuaufgebaute Schloß war jedoch die letzte Tat der Grafen, und mit ihm haben sie der Stadt Tettning ein Denkmal hinterlassen, das auch für die weitere Entwicklung der Stadt Tettning bedeutsam war.



Neues Schloß Montfort in Tettwang

Aufnahme: Tremmel

Schon seit langer Zeit hatte Österreich ein Auge auf das Montfortische Gebiet geworfen. Es ist ihm gelungen, in früheren Jahren die Herrschaften Feldkirch und Bregenz von den Montfortern zu erwerben, nun wollte es auch ihre letzte Herrschaft Tettwang in seinen Besitz bekommen. Für diesen Plan war die große Schuldenlast der Grafen günstig. Nachdem schon im Jahre 1743 die Kapitalschulden mit den rückständigen Zinsen 560 257 Gulden betrugen, gab Österreich im Jahre 1755 ein Darlehen von 500 000 Gulden. Im Jahre 1780 mußte sich aber Graf Franz Xaver entschließen, seine ganze Grafschaft an Österreich gegen eine Leibrente für sich und seinen Bruder Anton abzutreten. Franz Xaver starb noch im gleichen Jahre kinderlos; sein lediger Bruder Anton kaufte am Bärenplatz ein Haus, den heutigen Gasthof zur Krone, und starb dort als Letzter seines Geschlechts im Jahre 1787.

Österreich erfreute sich aber nicht lange der Montfortischen Herrschaft. Napoleon gab sie im Preßburger Frieden an Bayern, das aber nur fünf Jahre dieses Land in Besitz hatte. Im Pariser Vertrag vom 18. Mai 1810 kam das alte Montfortische Gebiet mit Ausnahme der Herrschaft Wasserburg und des Landgerichts Lindau an Württemberg, bei dem es nun endgültig blieb.

Wenn nun auch die Montfortische Herrschaft schon dreißig Jahre lang aufgehört hatte, so wirkte sie sich doch auch bis in die württembergische Zeit hinein aus. Tettwang, die alte Residenz der Montfortgrafen, wurde württembergische Oberamtsstadt und ist heute Kreisstadt im Lande Baden-Württemberg. Das Neue Schloß gab die Räume für die Verwaltung ab und diente für die Amtsvorsteher als Dienstwohnung. Tettwang ist umgeben von einem Kranz von Kapellen, deren Gründung den Grafen zu verdanken ist. Da



Der Bacchus-Saal im Neuen Schloß Montfort in Tett nang

Aufnahme: Tremmel

ist vor allem die spätgotische St.-Anna-Kapelle zu nennen, welche fast hundert Jahre lang als Schafstall und Wagenschuppen diente und erst vor einigen Jahren wiederhergestellt und ihrem ursprünglichen Zwecke wieder zugeführt wurde. Die Loretto-Kapelle wurde 1624 von der Gräfin Johanna Euphrosine geborene von Waldburg gestiftet und ist in der typischen Art dieser Kapellen mit offenem Umgang erbaut. Die Spitalkirche St. Johann, nach den Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg wieder aufgebaut, wird schon im 14. Jahrhundert erwähnt. Im Leben der Stadt aber spielte die St.-Georgs-Kapelle immer eine große Rolle, die sie wohl ihrem ursprünglichen Charakter als Burghapelle verdankt.

Mit dem Montfortischen Hause war auch die Stadt Tett nang beim Übergang an Österreich völlig verarmt und in einem chaotischen Zustand. Vergebens versuchte Österreich, hier Abhilfe zu schaffen. Auch

Bayern, das besondere Anstrengungen machte, um hier zu bessern, erreichte nicht viel. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts kamen Stadt und Bürgerschaft zu einem gewissen Wohlstand. Sie hat dies hauptsächlich dem Emporblühen der Landwirtschaft zu verdanken, die durch den Obstbau und den im Jahre 1844 eingeführten Hopfenbau neue Erwerbsmöglichkeiten bekam. Obst- und Hopfengärten geben der Landschaft um Tett nang das Gepräge, und man spricht gerne von Tett nang als dem Hopfen- und Obstparadies beim Bodensee.

Wer an einem schönen Sommertage auf der Höhe über Tett nang zwischen Obst- und Hopfengärten steht und seinen Blick über die Stadt mit ihren Schlössern und Kapellen, mit dem Blick auf Bodensee und Säntis schweifen läßt, wird entzückt von diesem Landschaftsbild sein, von der schönen, alten Montfortstadt Tett nang.

Kleine Köstlichkeiten aus Schwäbisch Hall

Von Eduard Krüger

Wir haben es uns angewöhnt, unser Augenmerk nur den großen Dingen an breiter Heerstraße zuzuwenden und das Unscheinbare zu übersehen.

Die alten Meister kannten ein feines Gesetz: nur wenn das Kleine zum Großen sich fügt, entstehen volle und reiche Klänge. Sie mühten sich um das Bescheidenste und umfaßten es mit gleicher Liebe und Gewissenhaftigkeit wie das Monumentale. Sie wußten, daß die Welt der Einzelheiten die Wirkung des Großen und des Mächtigen erhöht. Erst der Gegensatz zwischen Untergeordnetem und Überlegenem schafft den Wert einer baulichen Komposition, die damit zum meisterlichen Werk emporrückt. So ist ein stetiges Abklingen und Anschwellen zu beobachten. Die Gestaltung des Unbedeutenden tritt nie vorlaut zutage, nie ist sie Selbstzweck oder fällt eitel aus dem Rahmen; sie sprengt also nicht die großen Zusammenhänge oder nimmt einen verfehlten Platz ein. Prachtvoll werden Rangunterschiede herausmodelliert. So ergab sich ein sinnvoll abgewogenes System der Unterordnung, der Einordnung und der Überordnung, voll von Musikalität. Demut und Sorgfalt waren die Triebfedern des Gestaltens. Man sah die Ganzheit der Dinge.

Ist es nicht auffallend, daß bei den heutigen Bau- meistern Kleinformen fast stets fehlen oder daß ihrer Durcharbeitung wenig Lust und Aufmerksamkeit geschenkt wird? Betrachten wir ein „modernes“ Bauwerk. Man weiß nichts mehr von der Wirkkraft eines Bandes, eines Gesimses, einer Gliederung. Meist haben Kunststoffe die natürlichen Mittel verdrängt. Eine Plastik wird kaum noch geduldet, an ihre Stelle tritt bestenfalls eine öde Lichtreklame. Welche Verarmung! Solche Bauten sind oft abgezehrt wie ein Totengerippe. Das Alter dürfte sie nicht charaktervoller, sondern häßlicher machen. Es kommt vor, daß ein neuzeitlicher Rohbau bereits die fertige Formung darstellt. Über Konstruktion und Technik vermag man sich kaum zu erheben; das tiefere Leben fehlt häufig. Es leitet die Absicht, nur die große Form sprechen zu lassen. Doch statt gesunder Spannung entsteht oftmals unnatürliche Über-Spannung. Man versäumt die Veredelung durch ausgewähltes Beiwerk. Welche Ausdruckskraft verleiht doch das Widerspiel zwischen körperlichen und flächenhaften Teilen, zwischen klein und groß,

zwischen weitmaschig und enggegliedert. Durch Verzicht auf solche Verlebendigungen kommt oft genug nur ein sehr frostiger Gesamteindruck zustande. Vielfach hat eine bedenkliche geistige Verengung Platz gegriffen und der Weg zu Doktrin und zu Uniformierung ist weit geöffnet. Finden sich noch Einzelformen, mit Lust und Liebe gebildet? Ein ästhetisches Dogma, von Überhebung und Dünkel genährt, scheint sie verbannt zu haben.

Wie reich war einst die Erscheinungsform unserer alten deutschen Städte! Wie wurde die Schaulust angeregt! Fast unfassbar die Fülle der Eindrücke. Jedes einzelne dieser Stadtgebilde war ein Charakterkopf, jedes besaß ein eigen Wesen. Sie konnten nicht miteinander verwechselt werden. Und wie persönlich waren die Plätze und Straßenzüge gestaltet. Trotz der Unterordnung in ein großes Gesetz besaß doch jedes Haus persönliche Züge – es war vornehm oder behaglich, aufgelöst oder geschlossen, plastisch oder flächig, scherzend-übermütig oder bieder-zurückhaltend gestaltet. Ja, man war sogar originell, aber es fehlten modische aufgeblasenheit und Gefallsucht. Welche Drollerien vermochten Spätgotik und Barock hervorzuzaubern! Alles Gewaltsame war ausgeschaltet; es gab keine unverständliche, erzwungene Form. Das junge Geschlecht stand demütig und ehrfürchtig auf den Schultern des Ältern, ohne schales Geltungsbedürfnis. Und dennoch herrschte ein ständiger Fortschritt und eine echte Weiterentwicklung. Niemand mußte künstlich Neuerungen ersinnen. Im Bauwerk verrät sich die geistige Haltung des Menschen.

Alte Bauschöpfungen waren oft durch wundersame Einzelzüge bereichert. Da gab es Dachgesimse von stets wechselnder Form, einen lebendigen Dachladen, ein schön gehobeltes oder geputztes Profil, eine Schmiedearbeit, ein handwerklich tüchtiges Gemäuer, einen Klingelzug, einen Wasserspeier, ein Schlüsselschild und viele andere Kleingebilde. Immer wieder prägte man die alten Formen neu. Welche Gestaltungsfreude am Unscheinbaren!

Von einigen dieser kleinen Kostbarkeiten, die das Bild der alten Reichsstadt Schwäbisch Hall beglücken, soll hier in freier Weise und ohne zeitliche Ordnung die Rede sein.



1. Die Rippergbrücke, eine Fahrbrücke von 1835. Mit der Lichtführung wird ein virtuosos Spiel getrieben: 4 Meter hoch liegende, niedrige Fensterbänder bewirken einen fast sakralen Eindruck. Der Formenreichtum durch kreuz- und quergestellte Hölzer ergibt sich allein aus technischen Überlegungen. Ein großer Holzbogen ist die Grundlage der Konstruktion.

Aufnahme: Magun

Einfach und bescheiden sind die gezeigten Beispiele, auch dort, wo ihr Ausmaß anwuchs. Schlicht, still und verständlich, wie reine Volkslieder – voll inneren Anstandes. Alle Tonarten zwischen Einfalt und Virtuosität sind vertreten. Welch beglückende Freiheit! Nirgends stoßen wir auf Zuchtloses, Überhebliches, von Theorien Angekränkelt. Unverbildet sind diese Arbeiten, ein Abbild des vollen und natürlichen Lebens. Obgleich deutliche Kinder ihrer Zeit, besitzen sie doch überzeitlichen Charakter.

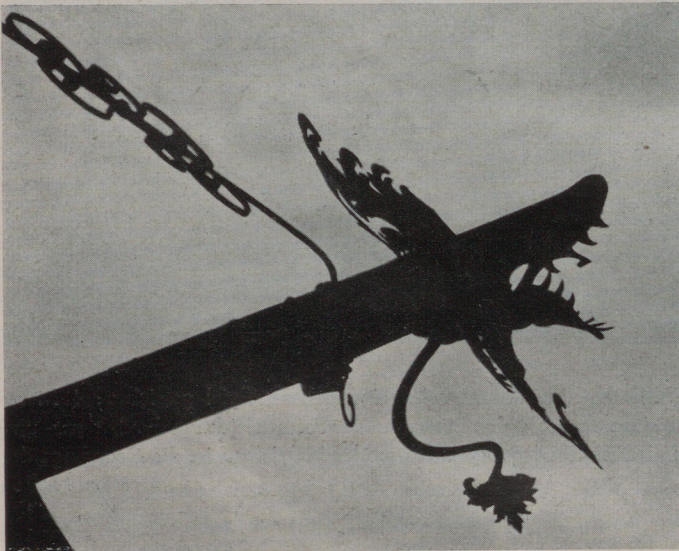
Man deutet diese Zeilen falsch, wenn sie als Auffor-

derung zu überschwänglichem Dekorieren verstanden würden. Es soll nur die Ehrfurcht vor den kleinen Reichtümern erweckt, der dienende Wert der Einzelheit betont, die Veredelung des Zweckes aufgezeigt werden. Diese Dinge besitzen auch heute noch bildende Kraft. Nicht die jeweiligen, stilformalen Erscheinungen sind uns wichtig, sondern die sichtbar gewordene Ehrenfestigkeit, die freiwillige Zucht und vor allem die erhöhte Gesinnung. Aus solchen Grundsteinen sind zu allen Zeiten kleine und große Taten erblüht!



2. Vor dem Baders-Törle steht ein altes Werkstatthäuschen aus Fachwerk, keck über die Stadtmauer hinausgeschoben. Es stammt aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Wie öde wäre die dahinterliegende, große Hausfläche, wenn das kleinmaßstäbliche Bauwerkchen nicht wäre. Riccarda Huch hat dies Jdyl entzückt, sie sagt: „hier duckt sich ein kleines gequetschtes Haus mit einem spitzen Hut, wie ein Zauberer ihn tragen möchte“. Die Dachdeckung zu betrachten ist ein Vergnügen. Es gibt gerade, spitze und halbrund geschnittene Ziegel, sie sind gerillt oder eben geformt und ihre Farbe wechselt ständig. Dies unscheinbare Gebilde ist ein Leckerbissen für Feinschmecker.

Aufnahme: Krüger



3. Ein Wasserspeier fliegt wie ein Ungetüm am Himmel (1732). Man glaubt schwer zu träumen, denn ein Drachen aus Urtagen wird lebendig. Welche Freude an der bewegten, ausfahrenden Form, die schwer zu vergessen ist. Und das geschah in der kultivierten Zeit des Barocks! Phantastisch zwar, doch frei von Kunsttheorie und Artistik.

Aufnahme: Finckh

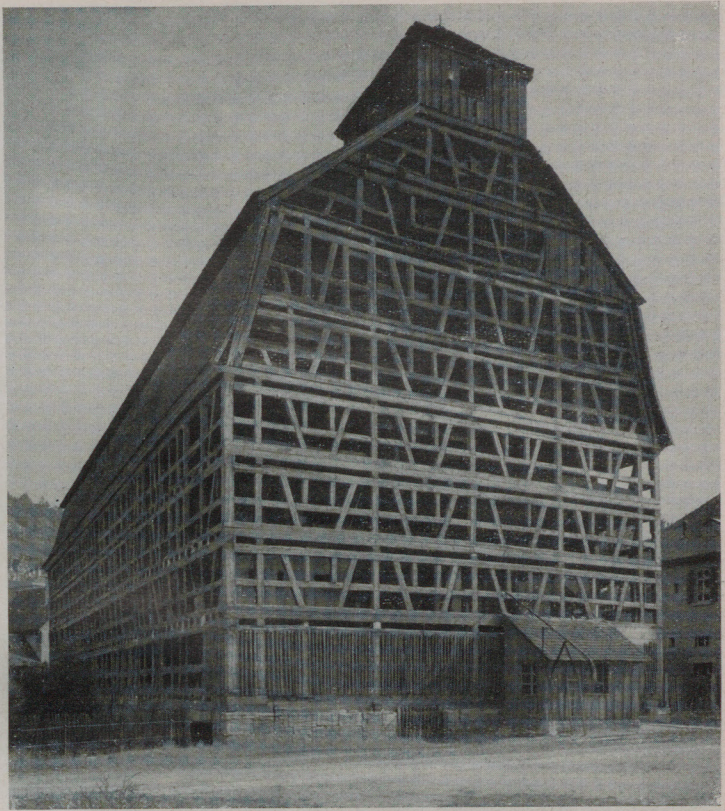


4. Blättermaske um 1300 am Büschlerhaus. Aus Mund, Nase und Augen quellen Zweige als Sinnbilder des Lebens. Wahrscheinlich einst Zeichen des Willkommens oder der Fruchtbarkeit, sind sie für uns Heutige fast schreckhaft. Hier ist die herbe Ausdruckskraft eines abgekürzten Idols erreicht.

Aufnahme: Krüger

5. Althällischer Solespeicher von 1760. In acht Stockwerken sind mächtige Salzseen untergebracht, so daß sich die Sole anreichert. Die klare und ungekünstelte Zimmerkonstruktion läßt ein Bauwerk von eindrucksvoller Kraft entstehen.

Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg



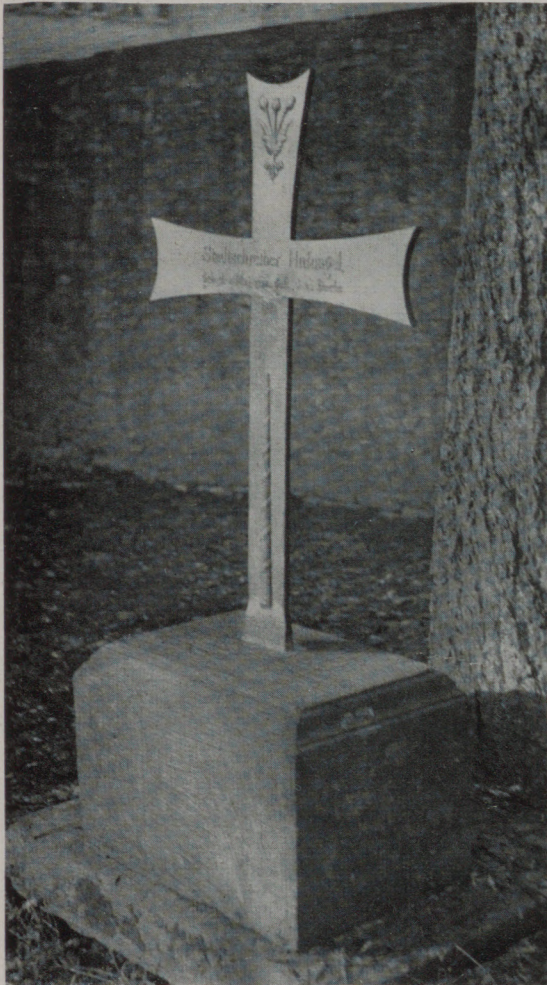
6. Das Innere des Solespeichers. Bizarre Wirkung durch Salzüberkrustung wie in einer Felsenhöhle. Die meisten Salz-Stalaktiten sind leider abgeschlagen.

Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg





7



8



9

7. Gartenpforte am „Olymp“, 17. Jahrhundert. Vorzügliches Bruchsteinmauerwerk stößt gegen das Sandsteingewände, Flächigkeit wird gegen Tiefenwirkung ausgespielt. Das Alter machte die Mauer noch schöner.

Aufnahme: Krüger

8. Grabmal des Stadtschreibers Hufnagel von 1841. Das eisengegossene, gegabelte Kreuz (geschmückt mit Mohn und gestürzter Fackel als Sinnbilder der Vergänglichkeit) ist von seltener Höheit und von klassischer Schönheit. Ein spannendes Verhältnis herrscht zwischen dem schweren Sockel und dem schlanken Kreuzesstamm.

Aufnahme: Krüger

9. Henkersmaske an der Henkersbrücke (1948 von Fritz Gerhards-Hall). Scharfe Aushöhlungen stehen neben breiten Flächen, sie ergeben eindrucksvolle Licht- und Schattenführung des dämonischen Kopfes. Fast vollrunde Plastik, deren schroffer Gegensatz zur Wandebene durch die Weichheit und Bewegtheit des Strickes überbrückt wird.

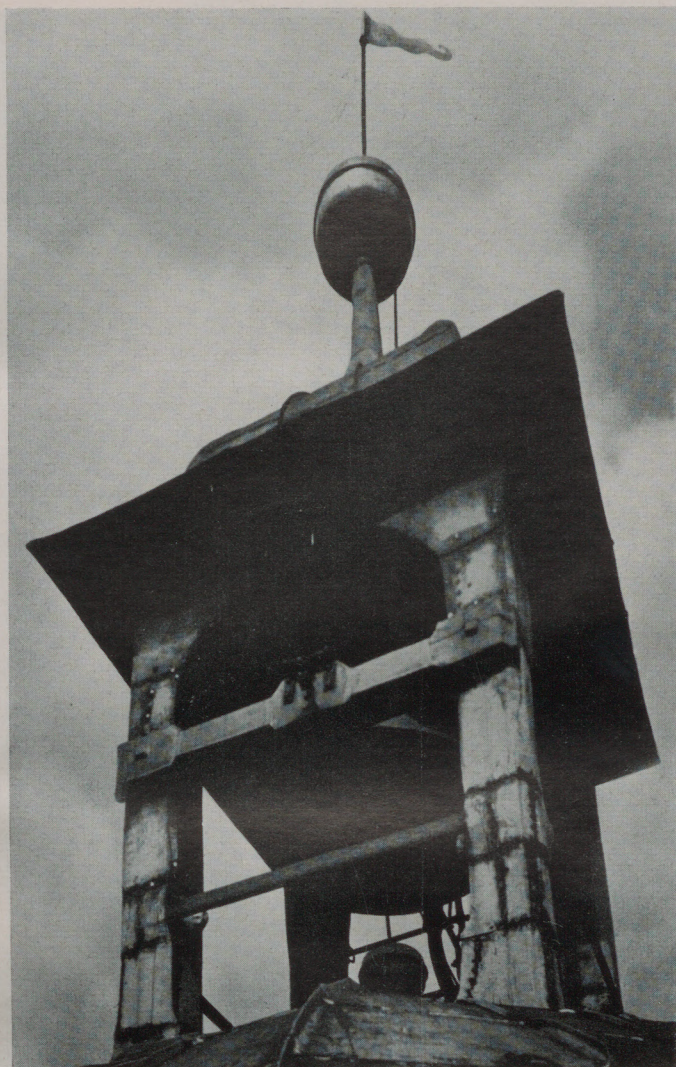
Aufnahme: Magun

10. Schlagwerk von St. Michael (1573). Alle Holzteile sind mit schön patiniertem Kupferblech überzogen. Reiches und oft geheimnisvolles Zusammenspiel verschiedener Formen. Die Unruhe der senkrechten, waagrecht und runden Glieder, der beleuchteten und der dunklen Teile hält ein klarer Umriß zusammen.

Aufnahme: Krüger

11. Bildstock bei Kleinkomburg um 1720. Stark aufgelöste Form vor freiem Hintergrund. Eine schwere Kopfplatte über einer graziösen Säule.

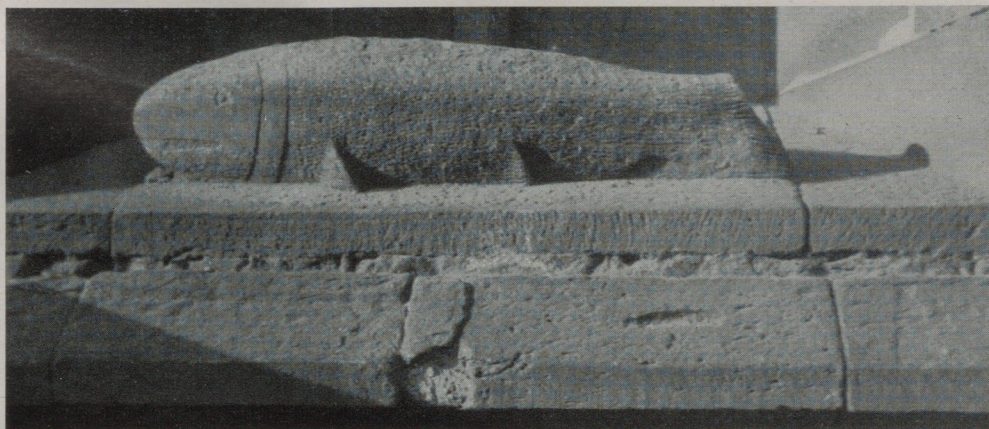
Aufnahme: Bothner



10



11



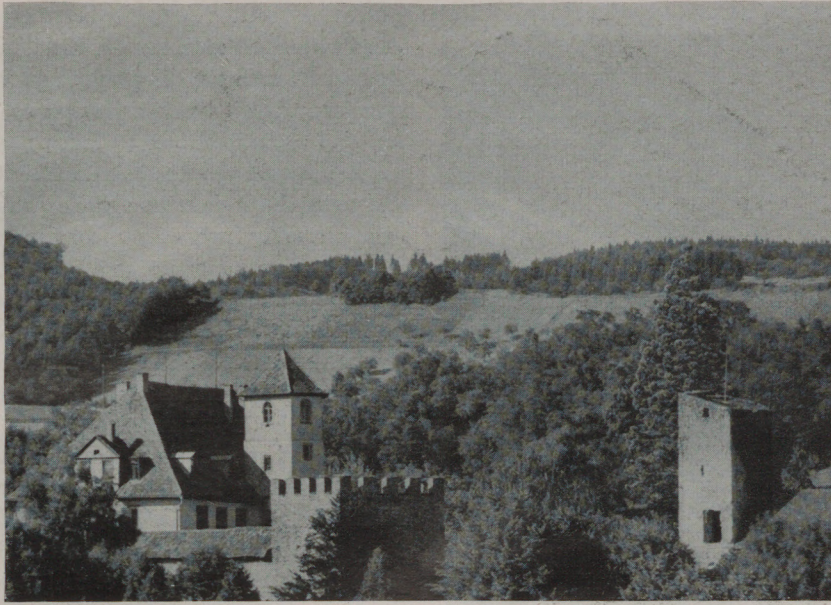
12. Auf der Sohlbank eines spätromanischen Kirchenfensters liegt ein steinerer Fisch als Sinnbild christlicher Gedanken (um 1250). Groß und geschlossen ist das Tier geformt mit knappster Innenmodellierung. Die Körperlichkeit der Fenster-
nische wird durch die Kulisse des Bildwerks gesteigert.

Aufnahme: Krüger



Hopfenernte

Aufnahme: Toni Schneiders, Bad Schachen



Heute: Das alte Wasserschloß am Fuß des Bodensees, in dem die Vogelwarte Unter-
kunft gefunden hat

Aufnahme: Schüz

Von der Vogelwarte Radolfzell (vormals Vogelwarte Rossitten) der Max-Planck-Gesellschaft

Von Ernst Schüz

Als Ende Januar 1945 das seit langem drohende Verhängnis über die Kurische Nehrung hereinbrach, schien zunächst das Schicksal der Vogelwarte Rossitten besiegelt. Sie hatte 44 Jahre nacheinander unter J. Thienemann, O. Heinroth und dem Verfasser an einem bevorzugten Punkt auf der „Brücke des Vogelzugs“ arbeiten, manche Fragen der Zugforschung wie auch anderer Zweige der Ökologie des Vogels lösen und weit in die Öffentlichkeit wirken können.

Daß die Vogelwarte sogleich wieder Fuß fassen und neu Wurzel schlagen konnte, verdankt sie vor allem der Einladung von Nikolaus Freiherrn von Bodman auf Schloß Möggingen nahe dem Mindelsee. Die Vogelwarte unterhielt schon früher enge sachliche und persönliche Beziehungen zu Württemberg und Baden, die bei der zwischen den Beringungszentralen Rossitten und Helgoland vereinbarten Gebietsteilung als Rossittener Arbeitsfeld anerkannt waren. Die Vogelkundigen hatten dem Bodenseeraum von jeher ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt, denn dieses so stark gegliederte, landschaftlich so mannigfaltige Gebiet gewährt einer entsprechend reichen Vogelwelt Unterkunft, und die Lage am Gebirgsfuß wirft manche

den Vogelzug betreffende Fragen auf. Deutsche, schweizerische und österreichische Vogelkundige widmeten sich ihnen. Schon 1928 bis 1938 war bei Radolfzell eine „Süddeutsche Vogelwarte“ tätig, und zwar auf der Halbinsel Mettnau, wo Unkundige noch heute die Vogelwarte suchen. Die Vogelwarte Radolfzell der Max-Planck-Gesellschaft hat sich eine Stunde abseits des Untersees angesiedelt und ist nicht leicht zu erreichen, kann nach den derzeitigen Bedingungen – nicht mit einer öffentlichen Anlage ausgestattet wie einst in Rossitten – auch nicht zu einem Besuch einladen.

Diese noch 1946 geglückte Einwurzelung in Möggingen erforderte das Zusammenholen der an zahlreichen Orten vor allem Mitteldeutschlands zerstreuten Unterlagen, Bücher und Sammlungsstücke. Ein Teil war freilich schon in Rossitten und auch an zerstörten Verlagerungsorten verlorengegangen. Die Neueinrichtung gelang jedoch, die damalige südbadische Landesregierung in Freiburg half nach Möglichkeit, und vor allem die Generalverwaltung der Kaiser-Wilhelm-, nachmals Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Göttingen schuf dann die Voraus-



Einst: Beobachtungsstation Ulmenhorst der Vogelwarte Rossitten, in den Dünen der Kurischen Nehrung eingebettet.

Aufnahme: Ruppell

setzung dafür, daß im Lauf der Jahre richtig gearbeitet werden konnte. Dr. Rudolf Kuhk übernahm an der Seite des hauptamtlich in Stuttgart eingesetzten Leiters die Führung der Geschäfte, und ein schon in der Rossittener Zeit bewährter Außenmitarbeiter, Herr Hans Sonnabend, trat nunmehr für die technischen Aufgaben der Vogelwarte ein.

Man muß sich von der Vorstellung freimachen, daß eine Vogelwarte – die gleichzeitig Beringungszentrale ist – weitgehend in eigenen Untersuchungen aufgeht und ständig mit einem Stab von Kräften größere Außenarbeiten durchführt. Gewiß laufen solche, und wir vertiefen sie nach Möglichkeit, allein ein wesentlicher Teil der uns aufgetragenen Aufgaben ist am Schreibtisch zu lösen. Die Vogelwarte baut bei ihrer Tätigkeit auf einen großen Kreis ehrenamtlicher Mitarbeiter in einem Raum zwischen Südwestdeutschland und Berlin. Diese aus vielen Berufen kommenden Helfer werden auf (unseren) Antrag von der Höheren Naturschutzbehörde und dem Landesjagdamt zur wissenschaftlichen Vogelberingung zugelassen. Sie

müssen bestimmten Anforderungen genügen, und die Vogelwarte stellt nicht nur die Radolfzellringe bereit, sondern ist auch um die planmäßige Weiterentwicklung ihrer Arbeit besorgt. Kommt es immer wieder vor, daß einzelne Kräfte ausfallen und andere etwa aus Zeitmangel nur bescheidene Beiträge leisten, so sind unter ihnen doch eine ganze Anzahl ausgesprochen wertvoller Fach- oder Liebhaberkräfte, die nicht nur als Beringer Handlangerdienste für die Wissenschaft tun, sondern auch die Bearbeitung einzelner Fragen durchführen und die Befunde veröffentlichen, etwa in unserer Zeitschrift „Die Vogelwarte“.

Diese im Lauf einer 50jährigen Entwicklung organisch gewordene Form der Arbeit – die im Norden ganz entsprechend von der Vogelwarte Helgoland betrieben wird – gewinnt ihren Inhalt, wenn wir folgendes berücksichtigen. Die Zufalls-Wiederfunde beringter Vögel spielen für die Kenntnis des Vogelzugs eine große Rolle. Viel ist erkundet und in Monographien und Karten (zum Beispiel Atlas des Vogelzugs, 1931) niedergelegt, aber viel ist auch noch offen. Daher bedarf es eines ausgedehnten Mitarbeiterkreises. Sodann kommt im Gegensatz zu diesen zufälligen Fremdfunden den planmäßigen Ablese-Nachweisen eine wachsende Bedeutung zu. Gewisse Vogelarten werden auf besondere Weise (zum Beispiel mit Farbringen) so gekennzeichnet, daß das regelmäßige Wieder-Erkennen auch ohne Fang möglich wird. Erst so dringen wir in sonst verschlossene Einzelheiten des Verhaltens ein, wo es ohne genaues Ansprechen des Individuums nicht geht. Die Verhaltensforschung ist weithin auf diese Methode angewiesen. Gerade sie erfordert aber ein sehr kritisches Vorgehen, und es macht viel Mühe, erweist sich aber als besonders dankbar, die Mitarbeiter in entsprechende Richtung zu lenken.

Diese Methoden werden natürlich auch in Radolfzell selbst angewandt. Unter den uns beschäftigenden Arbeiten sei der Fang mit Spiegelnetzen, zum Beispiel im Schilfrohr des Seeufers, angeführt – er gilt vor allem den zu Zehntausenden vor dem Wegzug hier übernachtenden Rauch- und Uferschwalben –, ferner die laufende Überprüfung des Bestandes gewisser Brutvogelarten wie Meisen.

Fragen wir nun nach den *Aufgaben*, die mit solchen Methoden angegangen werden, so ist zu antworten:

Die Zugweise vieler Arten ist noch – wie schon gesagt – in Einzelheiten aufzuhellen. Monographien des Zugs einzelner Arten, besonders auf Grund von Ringfunden, nehmen ihren Fortgang und ergeben Zusammenhänge zwischen dem Zugverhalten und den Umweltbedingungen. Dabei steht derzeit stark die

Abhängigkeit des Zuges von meteorologischen Faktoren im Vordergrund.

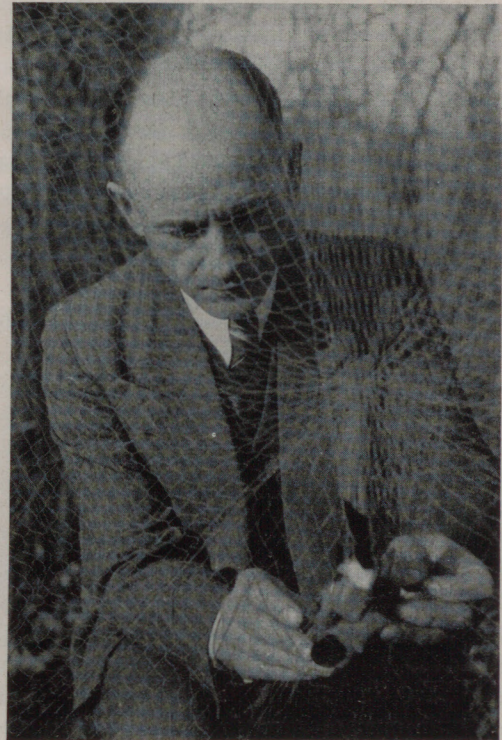
Die „Zug-Stand-Vögel“ werfen besondere Fragen auf: Inwieweit kommt es vor, und welche Gründe sind im Spiel, wenn dieselbe Vogelart, ja sogar artgleiche Vögel vom gleichen Platz und bisweilen selbst Geschwister, sich teils als Zug-, teils als Strich- und sogar als Standvögel erweisen? Dieses Mischverhalten ist weiter verbreitet als man denkt.

Die Invasions-Vögel – von denen sich im Herbst 1954 der Sibirische Tannenhäher weithin bemerkbar machte – geben weitere Rätsel auf. Diese sind nicht erst in dem eigentümlichen langphasigen Rhythmus der Wanderungen zu erblicken; es handelt sich vielmehr um „Gradationsvögel“ mit nach Außenbedingungen sehr wechselnden Fortpflanzungsraten. In diesem Punkt sollen derzeitige Untersuchungen an der Schleiereule weiterhelfen, die in der Nachwuchsmenge weitgehend von den Feldmausvorkommen abhängt. Hier sind ferner die Arbeiten an der innerhalb eines Jahrzehnts weithin in Deutschland eingedrungenen Türkentaube zu erwähnen.

Der heimkehrende Zugvogel oder der sein Brutrevier erwerbende Standvogel kann ortstreu sein oder einen neuen Brutplatz beziehen; das erstere ist die Regel, doch gibt es da Unterschiede nach Arten. Auch bei der Paarbildung sind sowohl strenge Paartreue als auch häufige Neuverpaarung verwirklicht. Die jährliche Nachwuchszahl, die Lebensdauer und andere Faktoren zeigen ebenfalls eine große Mannigfaltigkeit und werden an beringten Stücken untersucht. Diese Einzelheiten sind bedeutsam für das Verständnis der Bestandsschwankungen. Populationsdynamische Studien sind ein wichtiger Zweig der ökologischen Forschung. Man kann planmäßige Ergebnisse am besten so erzielen, daß man ganz bestimmte Vogelarten nach verschiedenen Gesichtspunkten gründlich durchuntersucht, womöglich in verschiedenen Klimagebieten gleichzeitig. Beim Star beispielsweise konnte gezeigt werden, daß Brutreifezeit und Wachstumsrate mit klimatischen Faktoren abändern. Es kann aber auch sein, daß Nachwuchs-Unterschiede auf verschiedene geschichtliche Herkunft der Populationen weisen, wie für die „Weststörche“ im Unterschied zu den „Oststörchen“ wahrscheinlich gemacht werden konnte. (Die sie trennende Zugscheide verläuft etwa auf der Linie Leiden – Gießen – Schweinfurt – Lechthal.) Vögel ändern geographisch nicht nur äußerlich, sondern auch physiologisch ab, wobei die Grenzen der anerkannten geographischen Rassen keineswegs mit den Grenzen der physiologischen Sippen zusammenzufallen brauchen.

Diese Untersuchungen erstrecken sich also in das Gebiet der Evolution. Gerade daraus erhellt, daß die Vogelwarte-Arbeit zunächst rein grundlagenmäßig gedacht und nicht auf die Anwendung ausgerichtet ist. Es ist die Aufgabe der Vogelschutzwarten – also zum Beispiel der Staatlichen Vogelschutzwarte für Baden-Württemberg in Ludwigsburg –, praktische Fragen zu lösen, Nutzvögel zu fördern und Schadvögel einzudämmen. Aber wie so oft wirft auch hier die Grundlagenforschung – gewollt oder ungewollt – Erträge in angewandter Hinsicht ab.

Das betrifft etwa die Planuntersuchung des Stars, bei dem sich ja in bezeichnender Weise Nutzen nach der einen mit Schaden nach der anderen Seite zu mischen pflegt. Indem wir seine Biologie erkunden, gewinnen wir erst den richtigen Einblick in die Zusammenhänge. Auch die verschiedenen Arten von Möwen schwanken in der wirtschaftlichen Beurteilung und müssen untersucht werden. Die als Mäusevertilgerin dem Landwirt so wichtige Schleiereule erfährt eine grundlegende Bearbeitung, wobei sich die Vogelwarte und die zuständige Vogelschutzwarte zusammengetan haben. Die seit über 25 Jahren von uns und vielen Einzelarbeitern durchgeführte Untersuchung des Weißen



Am Fangnetz: Ein Gimpel wird (zur Beringung und Freilassung) dem Spiegelnetz entnommen (Dr. Kuhk).

Aufnahme: Schütz

Storches hat überzeugende Einblicke gegeben etwa in die wirtschaftliche Bedeutung dieses Vogels, der zum Beispiel Maulwurfsgrielen, Maikäfer und Mäuse in Mengen aufnimmt, ferner in die Ursachen des bedauerlichen Bestandschwundes (siehe F. Hornberger, hier 1951, Heft 2, S. 53–60). Eine der Hauptursachen ist die vor allem den Jungstörchen gefährliche Verdrahtung der Landschaft, eine andere der trotz des Verbotes noch heute vielfach geübte Abschluß der Durchzügler in Frankreich (nicht Elsaß) und Spanien. Entsprechende internationale Schritte sind getan. Eine ebenfalls in die Praxis schlagende Arbeit sind die regelmäßigen Bestandsaufnahmen des Wassergeflügels, die in Abstimmung mit der Internationalen Wildfowl Inquiry (Sitz London) durchgeführt werden. Unser Herr Sonnabend fährt an bestimmten Tagen das Gebiet von Überlinger- und Untersee ab und nimmt genaue Zählungen vor, ebenso wie andere Mitarbeiter auf ihren Wasserflächen. Unsere Aufmerksamkeit gilt besonders dem Juwel der Untersee-Vögel, der stattlichen, bunten Kolbenente, die hier in kleiner Zahl brütet, in großer (bis zu 7000 erfaßt) im Herbst hier rastet. Natürlich beschäftigt uns auch das Thema der Wasserjagd auf dem Untersee, das in der Öffentlichkeit so viel Unruhe erregt hat. Die Vogelwarte hat bei der Neuordnung Rat erteilt. Beide so heftig sich befehdenden Parteien sind mit ihren Angaben übers Ziel geschossen; auch die Tierschutz- und Naturschutzseite (der Fragenteil Belchenjagd ist mehr Tierschutz- als Naturschutzsache) war mit ihren Forderungen nicht immer gut beraten. Die Grundsatzfrage liegt ziemlich einfach: Im Zeitalter hochentwickelter

Feuergewehre kann nicht auf alte Rechte gepocht werden, die zu einer Zeit harmloser Jagdweisen und ungeschmälerter Wildvogelbestände am Platz gewesen sein mögen. Ein solche museumsreife Regelung konnte sich nur da halten, wo es nicht um unmittelbare Lebensfragen des Menschen geht. Die nunmehr erzielten Zugeständnisse sind nicht ausreichend. Man hätte vor allem das Jagdschutzgebiet in dem vorgesehenen Umfang, nicht nur als schmalen Uferstreifen, anerkennen sollen.

Abgesehen von diesem Punkt gibt es noch genug Fälle, wo das Reich der Vögel in enge Beziehung zu dem des Menschen tritt: Im Einzelfall, den meisten unbewußt, als Faktor unserer wirtschaftlichen und wohl noch mehr als Faktor unserer gemütmäßigen und geistigen Welt. Die Klasse der Vögel mit ihrer Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit ist ein Meisterstück der Natur, das uns viel Wichtiges lehren kann. Unsere Aufgabe ist es, die Gesetzmäßigkeiten herauszuarbeiten, mit denen die Vögel in die wechselvollen Bedingungen ihrer – oft in große Fernen reichenden – Umwelt eingepaßt sind. Ist für solche Untersuchungen die Kurische Nehrung auch nicht eigentlich zu ersetzen, so bietet der Bodenseeraum als Forschungsgebiet und als Lenkungsstelle für die Arbeiten in einem weiteren Raum doch besonders günstige Bedingungen. Wir sind froh, daß im Unterschied zu den ersten Nachkriegsjahren die Grenzfragen des „Dreiländer-Sees“ jetzt kaum mehr eine störende Rolle spielen. Wir heben vor allem dankbar die gute Zusammenarbeit mit den schweizerischen Ornithologen hervor.

Michel Buck als Student

Von Heinz-Eugen Schramm

Aus dem Nachlaß des oberschwäbischen Namen- und Volkskundlers, Mundartdichters und Arztes Michael Richard Buck (1832–1888) ist in jüngster Zeit viel Neues zutage gefördert und teilweise auch verbreitet worden. Besonders aber zogen die „Bagenga“, die in dritter, erweiterter Auflage 1952 erschienen sind¹ aufs neue die Aufmerksamkeit weiterer Leserkreise auf sich und führten dieser eigenwilligen und urwüchsigen Dichterpersönlichkeit viele neue Freunde zu. Einen, wenn auch noch so knappen Gesamtüberblick über Leben, Werk und Verdienste dieses großen Oberschwaben zu geben, muß ich mir hier im Hinblick auf die Beschränkung des zur Verfügung stehenden

Raumes versagen; wer Näheres darüber wissen will, möge mein Nachwort in den neuen „Bagenga“ nachlesen.

Was uns hier ausschließlich beschäftigen soll, ist der Student Michel Buck, der bisher noch nie zum Gegenstand einer Betrachtung gemacht wurde. Einerseits rührt dies daher, daß der Nachlaß für diesen Zeitraum eine gewisse Lücke aufweist², zum andern aber ist das Totschweigen gerade dieses für Buck doch so entscheidenden Lebensabschnittes in einer, wenn ich so sagen darf, falschen Pietät der bisherigen Buckforschung zu suchen, und zwar einiger „dunklen“ Punkte wegen.

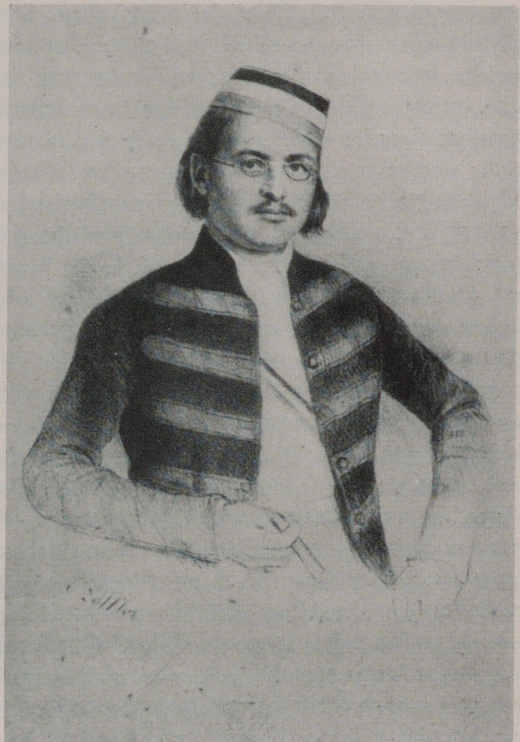
Als ältester Sohn eines vermögenden Bauern aus Ertingen (Oberamt Riedlingen) war er zunächst ebenfalls zu bürgerlichem Berufe bestimmt, und erst nach langem Drängen gab der Vater seine Einwilligung zum Besuch des Gymnasiums zu Biberach. Es muß, wie Michel Buck in seinen „Kindheitserinnerungen“ erzählt, ein harter Kampf gewesen sein, bis dies insbesondere durch die Fürsprache seiner Mutter 1843 erreicht war.

Vom Gymnasium Biberach trat er 1848 nach bestandenen Landexamen auf das niedere Konvikt zu Ehingen über, wo er sich durch besonderen Fleiß und durch große Belesenheit auszeichnete. Seine für sein späteres Wirken tiefgreifendste Förderung jedoch erfuhr er durch seinen Lehrer, den späteren Tübinger Universitätsprofessor Dr. Felix von Himpel (1821 bis 1890), der in ihm vor allem die Freude an den alt-deutschen Sprachen und am Sagenschatz zu wecken verstand. In den „Vakanzen“ machte Michel Buck damals schon seine ersten Exkursionen in die nähere Umgebung von Ertingen, um die Bevölkerung nach alten Zauberformeln, Sagen und Sprüchen auszufragen. Im Frühjahr 1852 unterzog er sich in Stuttgart mit Erfolg der Reifeprüfung.

Seinen Entschluß – entgegen den früheren Absichten – nicht katholische Theologie zu studieren, scheint er ziemlich überraschend gefaßt zu haben. Da sein Vater jedoch inzwischen verstorben war³, hatte er von seiten seiner Mutter wohl wenig Widerstand zu erwarten gehabt, und so gelang es ihm, seinen Willen durchzusetzen. Weshalb er sich dann allerdings an der Universität Tübingen gerade als Mediziner und nicht als Germanist einschrieb, wird wohl immer ungeklärt bleiben. Nachträglich jedenfalls bereute er dies bisweilen⁴.

So bezog denn Buck im Sommersemester 1852 die Universität Tübingen, nachdem sich seine Mutter der Universität gegenüber urkundlich zur Übernahme der Kosten dieses Studiums verpflichtet hatte⁵. Aus späteren Briefen geht hervor, daß Michels Geschwister (damals lebten von zehn noch acht) dieses Studium von Anfang an mehr oder weniger als unnötigen Kostenaufwand empfunden und als Schmälerung eigener Interessen mißbilligt haben. Der „Wechsel“, den der Student Buck von zu Hause bezog, mag also nicht allzu reichlich bemessen gewesen sein.

Doch wenden wir uns zunächst einmal seinen wissenschaftlichen Studien zu, denen er vom Sommersemester 1852 bis zum Sommersemester 1856 und vom Wintersemester 1857/58 bis zum Herbst 1858 in Tübingen oblag. Seine Lehrer waren Männer mit teils recht klangvollen Namen: die Professoren v. Bruns,



Michel Buck um 1853.
Nach einem Steindruck von C. Löffler

Griesinger, Breit, Luschka, v. Rapp, Autenrieth, Vierordt, Sigwart, Mohl, Quenstedt, Reusch, Schloßberger und Fichte. Nachrichten über seine Fortschritte und vor allem seinen Arbeitseifer sind zwar nicht auf uns gekommen, nach all dem, was wir über ihn vor und nach seiner Tübinger Zeit wissen, dürfen wir jedoch annehmen, daß er sein Studium sehr ernst nahm. Wenn seine Studentenzeit – wie wir im folgenden sehen werden – in gewisser Beziehung einen Bruch gegenüber seiner früheren Lebensauffassung aufweist, seine wissenschaftliche Arbeit dürfte davon auszunehmen sein; denn dazu war er in seine Arbeit immer viel zu sehr „vernarrt“. Diese Auffassung wird durch die für damalige Verhältnisse nicht übermäßige Dauer seines Studiums, sowie durch die bewältigten Examina gestützt: Im Wintersemester 1856/57 promovierte er in München bei Professor v. Siebold über die „Differenzialdiagnose der Unterleibsgeschwüre“ zum Doktor der Medizin. Das medizinische Staatsexamen bestand er, nachdem er zuvor noch im Sommersemester 1857 am „Allgemeinen Krankenhaus“ zu Wien praktiziert hatte, im Herbst 1857 in Tübingen, die gerichtsarztliche Prüfung im November 1858. Inwieweit er neben seinem eigentlichen Fachstudium auch noch Vorlesungen anderer Fakultäten, insbeson-

dere der Germanistik hörte, ist nicht belegt. Seine späteren Kenntnisse der mittel- und althochdeutschen Sprache jedoch legen eine solche Vermutung sehr nahe, zumal auch Gedichte von ihm in mittelhochdeutscher Sprache erhalten sind. Auch der Namenkunde wandte er sich damals schon zu, wozu ja gerade die altdutschen Sprachen die Grundlage bilden mußten, und noch kurz vor seinem medizinischen Staatsexamen studierte er, wie Anton König berichtet⁶, Holländisch und Flämisches. Den stärksten Auftrieb in dieser Richtung gab ihm jedoch die Bekanntschaft mit Ludwig Uhland im Februar 1858, bei dem er durch seine Freunde Anton Birlinger und Adalbert von Keller eingeführt wurde.

Doch nicht genug damit, auch auf dichterischem Gebiete versuchte er sich schon in jener Tübinger Zeit. Abgesehen von „Kneipzeitungen“ arbeitete er, wie er unter dem 3. November 1856 in einem Briefe an Franz Binder vermerkt, an einer „Biographie eines Studio“ in der Tonart des Abraham a Sancta Clara, deren erste Fassung er schon im Ehinger Konvikt abgeschlossen hatte und nun weiter auszubauen trachtete. Dieses erste Werk Bucks ist leider verlorengegangen. Mundartgedichte schrieb er damals noch keine.

Daß ein Feuerkopf wie Michel Buck neben all dem noch eines Ausgleiches, eines Ventiles bedurfte, das seiner jugendlichen Vitalität Rechnung trug, ist nur allzu verständlich; und daß er diesen Ausgleich im geselligen Umgang mit gleichgesinnten Geistern suchte, bedarf eigentlich gar keiner Erwähnung. Und so trat denn Buck schon 1852 der Tübinger akademischen Verbindung und späteren Landsmannschaft *Ulmia* bei, unterhielt jedoch anscheinend auch freundschaftliche Beziehungen zur Konviktoorenverbindung *Danubia*⁷, die ihr Kneiplokal im Gasthaus „Zum König“ hatte. So mußte der Danube Anton Birlinger⁸ noch vieles vom köstlichen Humor desselben zu berichten und rühmte dessen „geistreichen Witz und seine unerschöpfliche Originalität“, womit er im Kneiplokal oder wenn dieses zu klein wurde, im Freien über die verschiedenartigsten Themen, so zum Beispiel über „die wohltätige Wirkung des Bieres“ oder ein andermal „über die Sitten und Einrichtungen der Chinesen“ nach Art akademischer Vorlesungen oder im Stile des weiland Abraham a Sancta Clara vor den anwesenden Studenten humoristische Vorträge hielt⁹. Es ist dies das zweitemal, daß wir hier auf den Namen Abraham a Sancta Clara stoßen; es bedarf daher auch keiner langen Erklärung mehr, weshalb Buck bei den „Ulmern“ den Kneipnamen „Clara“ erhielt. So trägt denn auch ein erst in allerjüngster Zeit durch das Entgegenkommen der Landsmannschaft *Ulmia* zu

Tübingen der Buckforschung erschlossenes *Studentenbildnis* Bucks die Widmung: „Clara Buck sm. Bürstier z. fr. Erinn. Tübingen.“ Dieses Steindruckbildnis, das Michel Buck in Kneipjacke, „Tönnchen“ und Band der *Ulmia* zeigt, soll nun auf diesem Wege einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Unverkennbar ist dabei die geradezu erstaunliche Ähnlichkeit mit der allbekannten Fotografie, wie auch mit dem vergleichsweise hier ebenfalls abgebildeten Gemälde von Karl Baumeister aus dem Jahre 1877, was dem Können des Tübinger Lithographen Löffler noch nachträglich das beste Zeugnis ausstellt. Von diesem Steindruck selbst sind noch zwei Originale erhalten, wovon das eine mit den Farben der *Ulmia*, schwarz-weiß-gelb, koloriert ist (Band und Mütze). Neben Silhouetten waren solche Porträts zu jener Zeit unter Studenten „usus“ und zu Geschenkwzwecken sehr beliebt. Einigermassen „modern“ erscheint auf vorliegendem Bilde allerdings die Zigarre, die Buck in der Hand hält, denn damals galt noch die lange Couleuropfeife als unentbehrliches Studentenutensil.

Die Hoffnung, daß sich im Archiv der *Ulmia* noch die eine oder andere Kneipzeitung Bucks finden würde, ist leider bisher nicht erfüllt worden, und die Aussichten hierfür sind auch sehr gering, da der alte „Ulmer Spatz“, eine Sammlung einstiger Kneipzeitungen, schon seit langem vermißt wird. Durch einen überaus glücklichen Zufall jedoch ist eine kleine Begebenheit aus jener Zeit doch noch auf uns gekommen, eine heitere Episode, in deren Mittelpunkt unser Clara Buck selbst steht. In einem Aufsatz in der „*Ulmia*“, der Zeitschrift dieser Landsmannschaft (Nr. 4, 1906) wird nämlich etwas über den Inhalt jener verschollenen Sammlung berichtet, und so erfahren wir unter anderem, daß Julius Gös, der nachmalige Oberbürgermeister von Tübingen, „eine Suite, eine Romanze“ verfaßt habe, die in vollendeter Uhlandscher Art schilderte, wie Michel Buck in Sturm und Regen auf seinem nächtlichen Heimritt „seines Hauptes schönste Zierde“ verloren habe und nun auf der Suche danach nach Mitternacht in Rottenburg statt in Tübingen angelangt sei. Julius Gös, der etwas älter als Buck, damals eine Zeitlang Erstchargierter der *Ulmia* war, kannte diese Begebenheit also aus eigenem Erleben, und es besteht kein Zweifel, daß er mit dieser in Verse gesetzten Anekdote die bechernde „corona“ und auch unsern „Clara“ höchlichst erheiterte. – In jene Zeit fällt dann auch die Bekanntschaft mit dem späteren Staatsminister Schmidt, der, ebenfalls „Ulmer“, häufig als Gönner Bucks genannt wird. – Beim Empfänger des genannten Bildes, dem „Bürstier“ (von bürsten = trinken) handelt es sich um einen Studen-



Michel Buck 1877.
Nach einem Gemälde von Karl Baumeister

ten namens Bausinger, der – aus dem Hohenzollerischen stammend – wie Buck bäuerlicher Abkunft war. Wir erhalten somit trotz der an sich sehr spärlichen Nachrichten immerhin ein einigermaßen abgerundetes Bild über das gesellige Leben, an dem unser Michel Buck in Tübingen teilhatte.

Studenten sind junge Menschen, und Maßhalten ist noch nie Sache der Jugend gewesen. Die noch ungewohnte Freiheit von Schule und Elternhaus ist es, die den Studenten in überschäumender Lebensfreude bisweilen auch einmal über die Stränge schlagen läßt. Warum sollte darin ausgerechnet unser Michel Buck eine Ausnahme machen? Aus der strengen Zucht des Ehinger Konvikts sah er sich unvermittelt in einen für ihn völlig neuen, städtisch-akademischen Lebenskreis versetzt, und er warf sich mit seiner bäuerlich kraftstrotzenden Vitalität auf all das Neue, das ihm die kleine Universität am Neckar an Arbeit, Erholung und Zerstreuung zu bieten hatte. Daß er sich im Verlaufe dieser Zeit drei Polizeistrafen wegen „Störung der nächtlichen Ruhe“⁹ zuzog, wäre wirklich nicht der Rede wert, wenn es nicht doch irgendwie das Gesamtbild – und ich muß sagen, eigentlich recht sympathisch – beleben würde. Am 30. Mai 1856 schließlich wurde er vom Criminal Senat des königlichen

Gerichtshofes zu Tübingen wegen „ehrenkränkenden Bezüchts“ zu einer Festungsarreststrafe von zehn Tagen verurteilt, die er auf dem Hohenasperg verbüßte. Was diesem Vergehen im einzelnen zugrunde lag, wissen wir nicht. Landrat a. D. Gös, Tübingen, der Sohn des obengenannten Oberbürgermeisters Julius Gös, jedoch weiß noch von seinem Vater her zu erzählen, daß Michel Buck – wenngleich allgemein beliebt – etwas schwierig zu behandeln gewesen sei, was vielleicht nur besagt, daß er eben seinen ober-schwäbischen Dickschädel auch im städtischen Milieu nicht verleugnet hat. Es dürfte sich also vermutlich hier um einen an sich geringfügigen studentischen Ehrenhandel gehandelt haben, der in diesem Falle aus irgendwelchen Gründen nicht durch eine „Säbelpartie“, sondern gerichtlich ausgetragen wurde.

Der zweite „dunkle“ Punkt in Bucks studentischer Vergangenheit – um die Sache gleich in einem abzumachen – bezieht sich auf die Schulden, die der Studiosus Buck in den Jahren 1855 und 1856 in Tübingen machte. Wie es mit den Geldzuwendungen, die er von zu Hause erwarten durfte, bestellt war, wurde bereits erwähnt. Jedenfalls reichte ihm sein „Wechsel“ unter den gegebenen Verhältnissen nicht aus, und so finden sich in seinen Personalakten in der Universitätsbibliothek unter anderem vier Belege, in denen der damalige Stadtschultheiß Bierer jeweils bescheinigt, daß die „gegen den Stud. Michel Buck angezeigten, anerkannten Schulden bezahlt“ worden seien. Die Höhe der Summe ist dabei nur einmal mit „97 f 54“ angegeben. – Was diese Schulden im einzelnen anlangt, wissen wir zwar nicht, jedoch dürfte damit zusammenhängen, daß er, der zu Anfang bei Bäcker Zech gewohnt hatte, im Frühjahr 1856 von Bäcker Feucht aus der Neckarhalde zu Metzger Härtner umzog. Doch sei dem, wie ihm wolle, insbesondere diese Schulden dürften – wie Anton König berichtet¹⁰ – dazu geführt haben, daß aus Ertingen sehr ernste Ermahnungen kamen, „er möge doch fleißig studieren, daß er bald zu einem guten Ende komme“.

So wechselte Buck denn im Herbst 1856 nach München über, wo er sich innerhalb kürzester Frist den Doktorhut erwarb. Näheres über seine wissenschaftlichen Studien dort ist nicht bekannt. Diese Zeit steht für ihn jedoch im Zeichen des Münchner Dichterkreises „Zum Krokodil“, in dem sich unter der Schutzherrschaft des Königs Max II von Bayern die Dichter Deutschlands vorübergehend ein Stelldichein gaben¹⁰. Durch seinen Freund Franz Binder, der damals in München als Redakteur tätig war, fand er Eingang in diesen Kreis und bildete zusammen mit Graf F. Pocci, Dr. Hyazinth Holland, Joseph Viktor Scheffel und

anderen die Abendgesellschaft „Zum schwarzen Walfisch zu Askalon“. Seine Freundschaft mit Scheffel dauerte auch später noch fort. In diese Zeit fällt dann auch eine längere Ballade, die Michel Buck unter dem Titel „Gürg von Stetten“ jenem Kreise widmete.

Trotz allem scheint er jedoch innerlich sehr zerrissen gewesen zu sein, trieb er doch einer Krise entgegen, die schon bald ihren Höhepunkt erreichen sollte. Über seine damaligen inneren Kämpfe berichtet ein Brief an Franz Binder aus München vom 15. Dezember 1856:

„... was mich namentlich vorwärtstreibt, was mich namentlich zum Zweifler an der vermeintlichen Wahrheit des Materialismus gemacht hat, ist meine edle und verständige Braut, dieses tiefe innige weibliche Gemüth macht meinem hart verknöcherten Atheismus, der Trostlosigkeit des Nothwendigkeitsglaubens viel zu schaffen, sie weiß mich geschickt zu packen, denn sie kennt mich durch und durch und ihre Liebe ist nicht bloß eine sentimentale Schwärmerei, so ein unbewußter Drang, einen männlichen Götzen zu haben, sondern das Bestreben mich teilnehmen zu lassen an den Schätzen ihres reichen Gemüths, mich an sich zu ziehen aus der Unbarmherzigkeit eines ehernen Nothwendigkeitsglaubens, damit ich die Süßigkeit der Frucht koste, welche nur im gefühlvollen Herzen eines frommen deutschen Weibes wächst...“

Dieses Hohelied auf die Liebe läßt vielleicht die Ahnung Bucks bereits erkennen, woher ihm später die Rettung aus seelischer Not kommen sollte.

Über den an München anschließenden Aufenthalt Bucks in der alten Kaiserstadt Wien sind keinerlei Nachrichten vorhanden. In diese Zeit herein spielt jedoch schon jener verzweifelte Plan, der Michel Bucks Leben völlig aus den Bahnen zu werfen drohte. Sein Brief aus Ertingen vom 26. August 1857 an Franz Binder gibt uns darüber erschöpfend Auskunft:

„... Wider Erwarten schnell, fast ohne daß ich's wollte, bekam ich eine Anstellung als Schiffsarzt auf dem Postschiff *Nellson*, welches nach New York von Havac den 14. September absegeln wird... Ich bin mit vielen Hoffnungen gewappnet, denn „wenns die Hoffnung nicht wär, so lebt ich's nicht mehr!“ Ich habe keineswegs im Sinn auszuwandern, bewaffne mich daher mit einem ordentlichen Paß und so Gott will, werde ich im Lande der Abenteuer nicht absterben, will auch nicht hoffen, daß die Meerfräulein ein absonderlich Gefallen an mir fänden und letztlich meine Wenigkeit zu sich in die Tiefe hinabziehen. Diess also meine Pläne...“

Zu diesem Schritt kann ihn, einen Mann, der so tief in der Heimaterde verwurzelt war, sicherlich nur die

äußerste Verzweiflung getrieben haben. Näheres darüber und die Wendung zum Guten vernehmen wir aus einem Briefe an Hyazinth Holland vom 10. November 1857, geschrieben in Baach bei Zwiefalten, dem Wohnort seiner Braut:

„... Jetzt wäre ich in den riesigen Nabel des Strudels hinabgerissen worden, um den mein Schicksal den ganzen Sommer hindurch unheildrohend kreiste, da legte meine Braut ein entscheidendes Veto ein, und Transatlantien sammt all den Lustschlössern... schwanden – einem schweren, schweren Traum gleich, der meine Seele mit den Ungeheuern eines fiebernden Gehirnes in das Heerlager der banalsten Prosa hinüber zu hezen drohte. Ich machte das Staatsexamen und bestand es mit Erfolg, ... mir ward wieder so wohl ums Herz, ich fühlte mich meinen Neigungen, meiner Heimat, meiner Poesie, meinem innersten Wesen wie neu geschenkt – mit einer Art Entsetzen übersah ich den Gang, den ich in der letzten Zeit durcharbeitet, ich mußte darüber sinnen und grübeln, wie ich das alles mit so grauenhaft kaltem Blute beginnen konnte... Ich habe überwunden, aber ich schäme mich des Kampfes, denn ich würde mich glücklicher schätzen, wenn ich mich in diese Dinge nie eingelassen hätte; doch Du weißt es wohl zu würdigen, wozu ewige finanzielle Kazbalgereien am Ende den ruhigsten Weltbürger vermögen. Du wirst mir verzeihen, wenn ich in dieser Sturm- und Drangperiode der Freundespflicht zu vergessen schien, ich war Euch allen immer im Geiste nahe und mancher herbe Augenblick kam mir erträglicher vor, wenn ich mich in mich selbst zurückzog und beim lustigen Krokodil verweilte, durch den Zauberwald der deutschen Sage ins Schlaraffenland eines Germanisten streifte – und an Mimirs Quell neue Lust am alten Leben trank.“

Buck war sich neu geschenkt, und es erwartete ihn nun noch einmal ein volles und sehr fruchtbares Jahr der Freiheit in Tübingen bis zum November 1858, seiner gerichtsarztlichen Prüfung. Die in diese Zeit fallende Bekanntschaft mit Ludwig Uhland wurde an anderer Stelle bereits erwähnt. Im folgenden Jahre schon am 26. Mai 1859 aber vermählte er sich mit seiner Braut, Kreszenzia Brandegger, und er konnte in einem Briefe an Franz Binder vom 19. Juni 1859 von sich sagen: „... ich bin so glücklich, daß ich fast den Neid der Götter fürchte“¹¹. Seine ärztliche Praxis begann er auf Anregung seines Bundesbruders Schmidt, des späteren Staatsministers, in dessen Heimatstadt Munderkingen, siedelte jedoch noch im selben Jahre nach Königseggwald über. Damit aber fand jener für Michel Buck so entscheidende Lebensabschnitt, seine Studentenzeit, ihren Abschluß.

Es mag nun freilich eingewendet werden, hier sei manches ans Tageslicht gezogen worden, was besser im Dunkeln geblieben wäre, um das Bild, das man sich bislang von Buck gemacht hatte, nicht zu trüben. – Nun, wir wollen uns doch davor hüten, diesen urwüchsigen und wahrhaft volkstümlichen Mann in eine wohl abgezielte, idealisierende Schablone zu pressen, die er zu Lebzeiten wohl kopfschüttelnd und lachend gesprengt haben würde. Michel Buck war – und gerade das ist das Liebenswerte an ihm – ein Mensch wie wir mit allen Vorzügen und Unzulänglichkeiten, die mit diesem Menschsein verbunden sind. Daß er mit diesen Unzulänglichkeiten fertig wurde und so überragendes geleistet hat, das ist das wahrhaft Große an ihm. Seine Studentenzeit aber war nach seinen eigenen Worten eine alle großen Geister verbindende „Sturm- und Drangperiode“.

¹ Vgl. Heft 3, 1953, S. 140. – ² Die Kindheitserinnerungen enden mit dem Jahr 1848, sein Briefwechsel in der daran anschließenden Periode jedoch ist noch sehr spärlich und setzt erst im November 1856 ein. – ³ Am 6. März 1851. – ⁴ Brief an Franz Binder vom 17. Februar 1859. – ⁵ Entnommen den Personalakten des Universitätsamts in der Universitätsbibliothek Tübingen. – ⁶ Der „Schwäbische Schulmann“, Heft XXVI, 1914. – ⁷ „Ulmia“ wie „Danubia“ hatten landsmannschaftlichen Charakter und bezogen ihre Mitglieder vorwiegend aus dem schwäbischen Oberland. – ⁸ Anton Birlinger, der Germanist und spätere Professor in Bonn, gebürtig aus Wurmlingen bei Rottenburg a. N.; mit ihm zusammen gab Buck 1861 die Sammlung „Volkstümliches aus Schwaben“ heraus. – ⁹ Polizeistrafen vom 14. Dezember 1853, vom 9. Februar 1855 und vom 22. Mai 1855. Die beiden ersten Strafen wurden vom städtischen Polizeiamt Tübingen verhängt, die dritte vom Schultheißenamt Reutlingen. – ¹⁰ Haupt dieses Kreises war E. Geibel, es gehörten ihm ferner an: Graf Schack, F. Bodenstedt, F. Dahn, H. Leuthold, H. Lingg und P. Heyse. – ¹¹ So glücklich Bucks Ehe auch war, sie wurde getrübt durch den Tod dreier seiner vier Kinder.

Des Rätsels Lösung

Am steilen Hange nochgebaut
das Gotteshaus herniederschaut,
und wenn ich im vorüberschreiten
die Blicke ließ darübergleiten,
dann fiel mir immer obendrauf
das aufgesteckte Rad dort auf,
weil ich es nicht begreifen wollte,
was dieses Rad bedeuten sollte.
Ein Rad! Die Zeiten sind vorbei,
wo man für Malefizerei
als schlimmster Marter Ausgubert
auf so ein Rad geflochten wurd'.
Das war es nicht. Entschieden nein!
Konnt es vielleicht ein Windrad sein,
das, von der Windsbraut jäh erfaßt,
in tollem Wirbel kreisend rast?
Doch nein! Es rührt sich nicht vom Flecke
auch wenn der Wind fährt um die Ecke.
Das also war es auch nicht, nein!
Was aber konnt es sonst noch sein?
Ach, mein ästhetisches Empfinden
ließ keine Ruhe mehr mich finden,
so daß in meinem Unverstande
ich an den Heimatbund mich wandte.
Bald ward mir auch zu guter Stund
des Räderrätsels Lösung kund:
Das sei, so sagte man mir heiter,
für's Storchennest und sonst nichts weiter.
Ich reiner Tor, ich muß gestehn,
ich hatte das noch nie gesehn!
Der arme Storch, der auf das Rad
sein eigen Nest zu flechten hat,
ein Märtyrer im Flügelkleid,

er tat mir fast ein bißchen leid.
Doch ist es ja in unsren Tagen
nur ein Vexierbild sozusagen,
denn weder Storch noch Nest war da,
der Storch war längst in Afrika.
Ich mag den Störchen es ja gönnen,
wenn keine Wohnungsnot sie kennen.
Doch frag ich mich: was hat denn nun
ein Storch mit einer Kirch zu tun?
Der Storch war ja doch niemals wohl
etwa ein christliches Symbol?
Er will nur etwas hoch hinaus,
womöglich auf dem höchsten Haus
sich für den Sommer etablieren,
um ungestört dort zu agieren.
Dort möcht er nahe bei den Glocken
gemütlich in dem Neste hocken
und ohne nur den Platz zu tauschen
des Pfarrers Sonntagspredigt lauschen.
Ein Rad jedoch, wozu auch immer,
paßt auf die Kirche nie und nimmer.
Da scheint mir eher angebracht,
daß er sein Nest aufs Rathaus macht
(ein Rad-haus ist dies darum nicht,
selbst wenn es dort an Rat gebricht).
Es ist ja in dem Rathaus immer
fürs Standesamt ein Sonderzimmer,
womit Freund Adebar, ihr wißt,
ja hauptamtlich beschäftigt ist,
und also möcht ich lieber sehn
ihn auf dem Rathausdache stehn
auf einem Beine mit Geklapper!
Und damit schließ ich mein Geplapper.

O. H.



Das Portlandzementwerk in Nürtingen entnimmt seine Rohstoffe (Kalk und Mergel), von kleinen Schieferzutaten abgesehen, aus dem unteren weißen Jura am Hörnle gegenüber dem Hohen Neuffen. Der Abbruch des Berges schreitet unerbittlich weiter. Einen Ausweg gibt es nicht, doch wird der Berggrat so lange als möglich geschont.

Neuer Friedhof in Grunbach i. R. Ansicht von hinten gegen die Friedhofskapelle und den Eingang, von Architekt Häusermann unter Beratung des Schwäbischen Heimatbundes gestaltet. Einfriedigung mit Natursteinmauer.

Geheimes Leben im alten Papier

Wasserzeichen in schwäbischen Papieren

Von Lore Sporhan-Krempel, mit Wasserzeichenpausen von Gerhard Piccard

Nicht von dem heimlichen Leben, das durch die Schrift auf dem alten Papier festgehalten ist, soll hier gesprochen werden, sondern von einem andern, noch viel geheimnisvolleren und zauberhafteren Leben im Papier, das man nur entdeckt, wenn man den Bogen gegen das Licht hält. Dann zeichnet sich in hellen Umrisslinien zart und schimmernd eine Tier- oder Menschengestalt, ein symbolisches Zeichen, eine Blume, Sonne oder ein Baum, ein Wappen oder Buchstabe in dem von feinen Rippen und Leisten durchzogenen Papier ab.

Das „Wasserzeichen“ – „la filigrane“, wie der Franzose sagt, „the watermark“, wie es der Engländer nennt –, ist das bezeichnende Merkmal des europäischen Papiers aus der Zeit, als das Papier noch aus der Bütte geschöpft wurde. Asiatische Papiere alter Zeit tragen kein Zeichen in sich. Das hängt mit der Technik der Herstellung zusammen. In Europa wurde das Papier (dort bekannt seit der Mitte des 12. Jahrhunderts) aus Leinenfasern gemacht, aus Lumpen, die man reinigte, stampfte, bis die Fasern zerquetscht waren und dann mit Wasser vermengt als Brei aus der Bütte schöpfte. Dazu gebrauchte man einen Schöpfrahmen aus Draht (im Fernen Osten bestand das Sieb aus biegsamen Bambusstäben), eine Art viereckiges Sieb. Durch kunstvolles Schütteln verteilte der Geselle an der Bütte die Fasern gleichmäßig auf dem Sieb, das Wasser tropfte ab, der nasse Papierbogen blieb zurück, wurde abgelegt, gepreßt, getrocknet, geleimt und geglättet. Dann wanderte das Papier in die Welt hinaus. In sich aber trug es das geheimnisvolle Wasserzeichen. Dieses entstand dadurch, daß der Meister oder auch der „Formenmacher“ auf dem Sieb eine aus feinem Draht gebogene Figur auflötete oder aufnähte. Über dieses „Zeichen“ legten sich nun beim Schöpfen die Fasern weniger dicht, und so schimmern die Umrisslinien hell durch den Bogen, mit ihm geboren und gewachsen, ein Teil seines eigenen Seins. Denn das alte Papier lebt, es lebt durch sich selbst, nicht nur durch das, was darauf geschrieben steht. Man nehme es einmal zwischen die Finger: es greift sich lebendig an wie Leinwand oder Seide, während das Maschinenpapier hart und kühl, fast wie Metall zwischen den Fingern liegt.

Hatten die alten Zeichen einen Sinn? Wollte der

Papiermacher mehr damit geben als eine „Fabrikmarke“, ein „Leistungszeichen?“ Man darf wohl annehmen, daß die allerersten Meister, die ihrem Papier solche Zeichen einverleibten (um 1280), sich des Symbolgehaltes noch bewußt waren. Später schwächte sich dies Wissen ab, manche Zeichen wurden zu Qualitäts- oder Formatmerkmalen. Markenschutz bestand praktisch nicht, obwohl er immer angestrebt wurde.

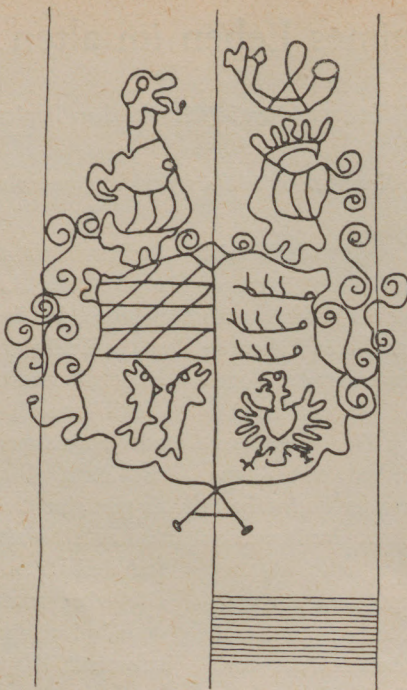
Es gibt eine Unzahl solcher Zeichen in Mitteleuropa, und es lebt wohl kein Mensch, der sie alle kennt, einfach deshalb, weil sie noch garnicht alle bekannt sind. Die wissenschaftliche Wasserzeichenkunde ist noch verhältnismäßig jung. Ch. M. Briquet, der Westschweizer, hat erst im Lauf des letzten halben Jahrhunderts sein großes Werk „Les Filigranes“ veröffentlicht, und erst seit damals kann man von einer wissenschaftlichen Wasserzeichenforschung sprechen. Vor ungefähr zwölf Jahren wurde dann in Mainz von der deutschen Papierindustrie die „Forschungsstelle Papiergeschichte“ gegründet, die sich zu einer ihrer vornehmsten Aufgaben gesetzt hat, im Dienst aller Völker ein Wasserzeichenarchiv für Mitteleuropa zu schaffen.

Es ist nicht immer leicht, die Zeichen zu deuten. Eine genaue Kenntnis der Geschichte der Papiermühlen und ihrer Besitzer ist in erster Linie dazu nötig. Kunstgeschichte und Heraldik kommen bei der Deutung zu Hilfe. Aber die Papierforschung gibt zurück, was sie von den andern Wissenschaften empfangen hat. Heute ist die Kenntnis der Wasserzeichen eine wichtige Hilfsquelle für den Historiker, den Kunst- und Kulturgeschichtler, den Literaturwissenschaftler und den Erforscher der Frühgeschichte der Zeitung. Durch die von Gerhard Piccard entwickelte Methode ist es nunmehr möglich geworden, mit Hilfe des Wasserzeichens ein undatiertes Dokument zeitlich sehr eng einzugrenzen.

So mußte zum Beispiel vor einiger Zeit der Direktor des Hauptstaatsarchivs in Stuttgart untersuchen, ob gewisse undatierte technische Zeichnungen, Pläne und Schriftstücke noch von dem großen schwäbischen Baumeister Heinrich Schickhardt stammen konnten oder erst in der Zeit nach seinem Tod entstanden waren. Auf Grund seiner Wasserzeichenkenntnis gelang es dem Archivar festzustellen, daß das Papier



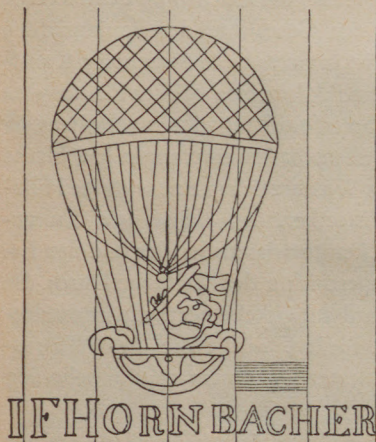
Wasserzeichen des Johann
Elias Kutter, Ravensburg,
um 1750



Württembergisches Wappen
in Papieren um 1600



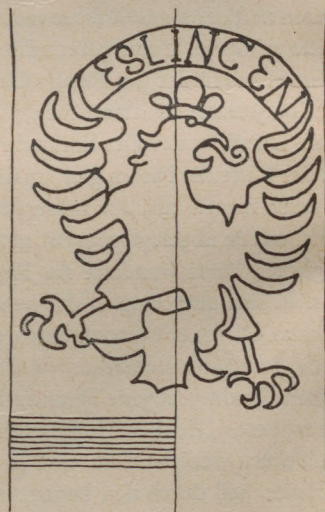
Schlangen-Wasserzeichen
des Josef Reinhart Sprinzing
von der zweiten Enzberger
Papiermühle, um 1792



Wasserzeichen des Jakob
Friedrich Hornbacher,
Niefern um 1797



Uracher Hifthorn. Wasser-
zeichen des Jerg Albrecht
Dietrich, Urach 1660



Einköpfiger Adler. Wasser-
zeichen in Eßlinger Papieren,
1562

der betreffenden Schriftstücke noch aus der Zeit vor Schickhardts Tod stammte und demgemäß wohl auch von ihm beschrieben worden war. Ähnliche Fälle

finden sich häufig. Heute, wo viele wertvolle Handschriften durch Kriegseinfluß – Brand, Wasser – oder Bombenschaden, zerfleddert und auseinandergerissen

sind, kann man oft nur mit Hilfe der Wasserzeichen die Codici einigermaßen wieder zusammenstellen und so wichtige Schätze der Vergangenheit retten.

Auch bei der Zuweisung von Kunstblättern oder Manuskripten an bestimmte Künstler und Dichter vermag die Wasserzeichenkunde wichtige Dienste zu leisten, ebenso konnten mit Zuhilfenahme der Wasserzeichen schon Fälschungen entlarvt, ja, sogar Verbrechen aufgedeckt werden.

Zu den ältesten europäischen Wasserzeichen gehört der Ochsenkopf, den man in unzähligen Papieren italienischer Herkunft findet. Auch Ravensburger Papiere zeigen ihn so oft, daß man ihn lange für eine Ravensburger Erfindung hielt. Doch haben neuere Forschungen die Unhaltbarkeit dieser These erwiesen. Etwa von 1400 n. Chr. an war der südwestdeutsche Raum das Herzland der deutschen Papiermacherei. Papiere von Ravensburg und Ettlingen, von Basel und Straßburg, von Urach, Gengenbach, Heidenheim und andern Papiermühlen finden sich nicht nur in den Kanzleien der Landesherrschaften, sondern wurden auch ins Ausland gehandelt. Die Wasserzeichen berichten noch heute vom Herkunftsort dieser Papiere.

Die Uracher Papiermüller setzten unter anderem das Hifthorn als Uracher Stadtwappen in ihre Papiere, wie man überhaupt als Wasserzeichen gerne Wappen und sinnbildliche Darstellungen verwendete. In Giengen/Brenz ist es vornehmlich das gedoppelte Wappen der Stadt mit Einhorn und Adler, manchmal auch das Einhorn allein, das als Wasserzeichen gefunden wird. Mitglieder der Papiererfamilie Illig (Oberlenningen) setzten sinngemäß eine Lilie – „Ilge“ – in ihre Papiere, während die Papiermacher von Heidenheim ihren Papieren einen Heidenkopf einzeichneten.

Die bedeutende Papiererfamilie Kutter aus Ravensburg hatte unter anderen auch ein „redendes“ Wasserzeichen, nämlich einen Mann mit einer Kutte angetan. Darunter liest man unter einem gekreuzten Schrägbalken – der Hausmarke – verschiedene Buchstaben, die dartun, in welcher von den Kutter'schen Werkstätten das Papier gefertigt wurde.

Ein sehr beliebtes Wasserzeichen im schwäbischen Raum war die Schlange, die man in unzähligen Variationen seit dem 16. Jahrhundert in den Papieren aus schwäbischen Mühlen findet. Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts werden die Schlangenzeichen immer zahlreicher, und es gibt nicht wenige Papierer, die nacheinander oder sogar gleichzeitig verschiedene Schlangennotive als Wasserzeichen benutzen: die Doppelschlange des Aeskulapstabes, die Schlange am Stab oder Kreuz, die Schlange am Baum. Dabei

braucht dieser noch nicht einmal ein Apfelbaum zu sein, sondern kann auch durch einen stilisierten Eichenbaum – angedeutet durch Eicheln und Blätter – ersetzt werden. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts taucht dann immer öfters die wirkliche Paradieschlange am Baum der Erkenntnis mit Krone und Apfel auf, so zum Beispiel in den Papieren des Josef Reinhard Sprinzing von Enzberg, des Jakob Friedrich Hornbacher von Niefern und des Johann Jakob Barth von Enzweihingen. Springende und äsende, schreitende oder stehende Hirsche gehören ebenfalls zu den typischen Zeichen in alten schwäbischen Papieren. Selbstverständlich findet man auch das württembergische Wappen, sowohl aus der Zeit der Herzöge, wie auch der Kurfürsten und Könige von Württemberg in den Papieren der schwäbischen Papierwerkstätten.

Ein sehr „aktuelles“ Wasserzeichen war die „Montgolfiere“, der Luftballon. Seit 1783 waren die Zeitungen voll von Nachrichten über Luftballons, Luftschiffer und Luftfahrten. Die Erfindung der Gebrüder Montgolfier wurde in allen Blättern ausführlich besprochen. Sehr bald fanden sich auch wagemutige und abenteuerlustige Männer, die mit den Ballonen Luftreisen unternahmen. Der bekannteste Luftballonfahrer war damals zweifellos der Franzose Blanchard. In verschiedenen Städten Frankreichs, Englands und Hollands zeigte er seine Künste und wurde überall bejubelt und bestaunt. Den Zuschauern klopfte das Herz, wenn sie sahen, wie er höher und höher stieg mit seinem Ballon und ihnen mit seiner Fahne furchtlos zuwinkte. Den ersten Aufstieg auf deutschem Boden unternahm er im Jahr 1785 in Frankfurt a. M. Seine kühnen, oft recht gefährlichen Fahrten erregten auch in Deutschland große Begeisterung. Diese Begeisterung und diese „Mode“ nun nützten die Papiermacher aus. Sie bewiesen, daß sie den Ruf der Zeit verstanden hatten. Denn etwa um die Mitte dieses Jahres taucht in den Papieren der Papiermühlen von Enzberg, Niefern, Enzweihingen und anderen als Wasserzeichen eine Montgolfiere, ein Luftballon auf, in dem ein Mann mit einer Fahne sitzt. Unter manchen dieser Darstellungen liest man sogar: L Ballon Blanchard. Vielleicht war es aber nicht allein die Begeisterung für Blanchard und die Luftschiffahrt, welche diese Papierer veranlaßte, sich gerade die Montgolfiere als Wasserzeichen zu erwählen. Es mag auch sein, daß dahinter das Wissen steckte, daß die Erfinder des Heißluft-Ballons, die Gebrüder Montgolfier, einer alten französischen Papiermacherfamilie entstammten und man auf diese Weise die Kollegen ehren wollte „von wegens Handwerk“.

Fasnachtsbeschränkungen in Württemberg durch vier Jahrhunderte

Strenge Verordnungen konnten die „Fasnet“ wohl beschränken aber nicht aufheben.

Von Rudolf Fröhlich

Im ganzen schwäbisch-alemannischen Raum lebt zur Zeit wieder der uralte Fasnet-Brauch, das Erbe vieler Geschlechter, auf. Die geistlichen wie die weltlichen Behörden haben durch die Jahrhunderte hindurch das Fasnachtstreiben zumeist sehr mißfällig betrachtet und sehr energisch den Büttelstab geschwungen. Die einen, um sittlichen Mißständen entgegenzuarbeiten, die andern vielleicht um unliebsame Kritik an der hohen Autorität zu unterbinden. Die Geschichte dieser Beschränkungen und Verbote ist so alt wie die Geschichte der Fasnacht selbst. Aus unseren württembergischen „Regierungsgesetzen“ lassen sich sehr sichere Schlüsse auf die vielfältige Handhabung der Fasnachtsbräuche ziehen. Ja, sie sind in vielen Fällen meist die einzigen Zeugen von den Bräuchen der damaligen Zeit, denn was energisch verboten wird, muß ja gerade die Gemüter der verantwortlichen Gesetzgeber erregt haben. Auch nach den kulturgeschichtlichen Berichten aus der damaligen Zeit ging es namentlich zur Zeit der Fasnet oft recht hoch her. Es ist dabei nicht uninteressant, aus den Texten der sich durch vier Jahrhunderte immer wiederholenden Verbote und Beschränkungen, die zuletzt dann nur noch im fiskalischen Interesse erlassen wurden, die Mentalität der damaligen Zeit, besonders auch diejenige der weltlichen Behörden und den Umfang des Fasnachtstreibens selbst zu ergründen. Wenn wir daher in der Sammlung der württembergischen Regierungsgesetze von 1495 bis heute blättern, finden wir manches uns seltsam erscheinende Verbot. Und der Leser wird lieber den Fasching in der heutigen Form mitmachen wollen, als sich an die Beschränkungen und Strafandrohungen für unsere Urahnen halten zu müssen. Es wäre auch peinlich, wegen einer harmlosen Vermummung auf zwei Tage in den Turm gesetzt zu werden. Doch hören wir unsere württembergischen Landesherren der damaligen Zeit selbst:

Aus der Herrscherperiode der Grafschaft Württemberg (bis 1495) sind uns Anordnungen wegen des Fasnachtstreibens nicht bekannt geworden. Nach der Erhebung des Landes zum Herzogtum unter Graf Eberhard im Jahre 1495 erfolgte der Übergang von den bisherigen Ortsgewohnheiten und Ortsrechten zu einer Landesgesetzgebung. Bereits die „Zweite Landes-Ordnung“ vom 10. April 1515 charakterisierte sich entschieden als Polizeigesetz und läßt wegen der vielen Bestimmungen gegen Laster und Luxus auf eine starke Zunahme der Unsittlichkeit und den Verfall der öffentlichen Ordnung schließen. Diese von Herzog Ulrich erlassene Zweite Landes-Ordnung enthält unter anderem auch zum ersten Male Bestimmungen über die Fasnacht:

„Item kainer sol mer inn butzenklaidern mit verdeckten angesichten geen. Es sol auch zur selben zyt der vaßnacht,

vor und nach, niemand in butzen claidern geen, mit verdecktem angesicht, sonder soll im sein angesicht offen syn, d(a)z man ihn schynbarlich mög erkenne, by gebot des thurns zwen tag, und zwo necht oder lenger, nach ungeschickte der sach.“

Auch unsere guten bekannten Fasnachtsküchle wurden damals schon gebacken: „Item zu zyt, der vaßnacht soll niemand by dem andern d(a)z kiechlin holen, noch das geben, oder geben lassen, by straff zwaier Gulden. Ob aber vater, muter, geschwisterget oder deren kinder, by ainander essen wollten, das mögen sie wol thon.“ Also nur bei der näheren Verwandtschaft durften die knusprigen Fasnachtsküchle herumgereicht werden!

Die Vierte Landesordnung vom 1. Juli 1536 sprach bereits das Verbot aus, sich in Kleidern des anderen Geschlechts zu vermummern:

„Dieweil auch das Mommen und die butzenkleyder, sonderlich die, da sich frawen in manns, und mann in frawenkleyder verstellen, vor Gott ein großer greuvel ist, auch vil schandt und laster, darunter geschicht, So verpieten Wir ernstlich, daß nyemandt, ymmer zu keiner Zeit, des jars, mit verdeckten angesichten, oder in butzenkleidern gehen soll, bey straff des thurns.“

Die Fünfte Landesordnung vom 2. Januar 1552 wiederholt die seitherigen Bestimmungen. Die in den Jahren 1560 bis 1562 herrschende Teuerung gab Veranlassung, den Luxus bei Gastmahlen und Gelagen zu beschränken. Diese Verordnung „betreffend die Abstellung übermäßiger Pracht und Uppigkeit, ferner Maßregeln gegen die Theuerung“ läßt ziemliche sittliche Mißstände vermuten. Bei der Erwähnung der Fasnacht bestimmt sie unter anderem: „Und damit dann auch an unserm Ampt, und zeitlichem einsehen, ferner nichts erwünde, unnd den gemeinen Lastern und Boßheiten, auch dem Mißbrauch der Gaben Gottes destermehr, sovil an uns, gehört werden mög, So wollen wir auch hiemit unserer Ordnungen, von ewers Ampt, abermals erinnert und ermant haben, widermals mit Ernst beuellende, das ir denselben gemess bei allen ewern Amtsverwandten, ewer fleissig auff- und einsehen habet, verachtung Gottes Wort, öffentliche leichtuertige Gottschwür und Lösterungen, auch alle Unzucht, Uppigkeit und überige Kostlichkeit in Kleidungen, unnd alle anderen Laster, deßgleichen alle Füllerei, unordentlich und übermäßig Pancketieren, Gastungen, Schlemmen, Pausen, unnd Prassen, es sey mit haltung der Schützenmal, oder anderer Schlemm unnd Gesellschaften (wölche in dieser theurungsnot billich abgestellt werden sollen, die wir auch hiermit gänzlich abgestrickt, unnd verboten haben wollen) auch alle der Handwercks-Gesellen öffentliche Faßnacht Tantz, und andere unnütze Verschwendungen und Unordnungen, keins wegs gestattet, Sonder

so oft und wo ir die befinden, darwider mit unnachlässlicher und ernstlicher straff jeder zeit handelt, und dem allen auch erzeiget, wie ir als die Fürgesetzten, in krafft ewers beuolhnen Ampts, und bey ewern Pflichten und Eiden schuldig seyen, und Gott dem Allmächtigen darumb Antwort und Rechnung geben müssen."

Also schon damals haben die Handwerkszünfte einen maßgeblichen Anteil an den Gebräuchen zur Fasnacht gehabt. Vierzig Jahre später veranlaßte das außerordentliche gute *Weinjahr* 1599 ein spezielles Verbot wegen des Fasnachtstreibens zu erlassen, das so richtig die landesväterliche Sorge und Strenge zeigt und deshalb in vollem Wortlaut wiedergegeben werden soll:

"Verbot der Fastnacht-Mummerey und Maskeraden,
auch überflüssigen Zu- und Volltrinkens,
vom 21. Januar 1600

Von Gottes Genaden Wir *Friderich* Hertzog zu Württemberg und Teckh, Grave zu Mümppegart, und so weiter. Liebe Getreue, demnach männiglich bewußt, wie gefähr und sorglich es jetziger Zeit inn und usserhalb des heyl. Röm. Reichs mit sterbendt- und Kriegs-Läufften beschaffen, sonderlich aber weil durch Gottes gnädigen Seegen jüngst abgelauffenen 1599ten Jahrs guter Wein gewachsen, das überflüssige Zu- und Volltrinken, also überhand genommen, daß daraus ein Viehisch ohnvernünftig weiffen also erfolget, daß man nicht allein vielmahlen die Leut auf dem Feld und den Gaßsen hin und wieder liegen findet, sondern auch viel todtschläg und andere große Sünden und mißhandlungen geschehen und fürgehen, forder ist in der *Fastnacht*, da jedermann mehrere Freud und Kurtzweil, als sonst durch das Jahr umbhin haben will, sich allerhand Unruhe und Ungebühr mit den Mummereyen, Mascara und Butzen-Kleider, auch hin und wieder Lauffen, bey Tag und Nacht begibt und zuträgt, dardurch dann der gerechte Zorn des Allmächtigen umb so viel mehr gehäufft und allerhandt Landstraffen verursacht werden, dannenhero und zu Verhütung deßelbigen die hohe Nothdurfft erfordern will, solches alles abzuschaffen und dargegen ein ordentlich, still, züchtig und christlich Leben zu führen, damit der Seegen des Allmächtigen und alle Wohlfart erhalten werden mögen. Wann nun Unßer LandsOrdnung, auch hierbevor außgegangene Mandata außstruckenlich vermögen, daß alles unchristenlich wesen und Leben, auch dergleichen fürlauffende ungebühr und üppigkeit abgestellt, fürnehmlich aber angeregte Unsere LandesOrdnung lautere maas und Ordnung gibt, wie es in der Fastnacht gehalten werden, und sonderlich, dass man weder zu selbiger noch einer andern Zeit des Jahrs mit verdeckten angesichten, oder in Butzen Kleidern bey bestimmter Straff gehen solle. Als ist unser Befelch, Ihr wollend obangezogener Unserer Landsordnung und Mandaten mit allem Fleiß und Ernst, bevorab bey vorstehender Fastnacht halten, und selbigen zu wider nichts vorgehen lassen, sondern dagegen die gebührenden Straffen fürnehmen, nichts weniger auch das überflüssig Zu- und Volltrinken abstellen und verbiethen und in allweg dahin sehen, unseren Ordnungen

und Mandatis gehorsamlich gelebt und nachgesetzt werde, sonst aber seyen uns Christlich, gebührende und zulässige Freuden auch daß ain Freund oder Nachbar einander besuche und sich erlustigen möge, nicht zuwider.

Welches Wir Euch erhaischer Nothdurfft nach, nicht mögen bergen, und geschiehet an solchem allem Unser zuverlässiger endlicher will und meinung."

Die Siebente Landes-Ordnung von 1621 (Herzog Friedrich) ergänzte die seitherigen Vorschriften. Das Verbot des Ausgebens der Fasnachtsküchle wird aufgehoben. Die Mummerei wird immer noch als großer Frevel vor Gott hingestellt, es geschehe darunter viel Schand und Laster. Bei Verstoß droht auch hier wieder der Turm oder „Narrenhäusslin“.

Am 3. Mai 1648 wiederholte die General-Verordnung, die Hochzeiten betreffend, noch einmal die bisherigen Bestimmungen mit dem Anhang, daß „außer den Hochzeiten das unziemliche Tanzen bei Kirchweihen, Weinkäufen, Metzelsuppen, Martinsmahlen, *Fasnacht*, Gastungen und Zechen gänzlich abgestellt und verboten seyn solle“.

Im Jahre 1664 verfügt das General-Rescript, die Feier der Sonn- und Feiertage betreffend, daß „die Kirchweihen und die Fasnacht an Sonntagen abzustellen seyen“. Die Fünfte Polizei-Ordnung vom 6. Dezember 1712 lockerte nun aber das Verbot derart auf, daß die Mummereien zwar auch künftig verboten bleiben, daß jedoch derjenige, der sich vermummt oder verkleidet, sieben Gulden und dreißig Kreuzer „Dispensions-Tax“ bezahlen muß. Die anwesenden Musikanten waren verpflichtet, eine solche wahrgenommene Verkleidung anzuzeigen. Bei Nichtbefolgung dieser Anzeigepflicht drohte auch ihnen eine Strafe von drei Gulden. Das war wahrlich ein einträgliches Finanzgebarren zugunsten der meistens leeren Kassen des Landesherren, und voller Neid würde heute mancher Finanzminister auf die damaligen Besteuerungsmöglichkeiten sehen! Dabei ist interessant zu erfahren, daß auch das Kartenspielen in den Wirthshäusern und das Tänzchen bei einem Hausball mit ähnlichen Geldstrafen bzw. Steuern belegt waren.

Am 1. Februar 1809 erging eine Königliche Verordnung betreffend die Fasnachtslustbarkeiten. Auch hier ist wieder ein Rückblick auf den Umfang der Lustbarkeiten möglich:

„In Bezug auf die an verschiedenen Orten des Königreichs zur Fasnachtszeit statt findenden Volkslustbarkeiten, welche zum Teil in polizeiwidrige Unordnungen ausgeartet sind, wird hiemit verordnet, daß für die Zukunft alle Vermummungen auf Straßen und an öffentlichen allgemein verboten, und nur in geschlossenen Gesellschaften und bei Tanzbelustigungen in Privat- oder Wirthshäusern erlaubt werden sollen.

Die an einigen Orten hergebrachten sogenannten Narrenzünfte und Narrengerichte werden als unstatthaft aufgehoben, wogegen die jeden Orts befindlichen Polizeibehörden, welchen die Untersuchung und Bestrafung der gegen die Polizei-Gesetze anstoßenden Handlungen zu-

steht, ihre Aufmerksamkeit auf alle aus Veranlassung der Fasnachtslustbarkeiten entstehende Excesse zu verdoppeln haben.

Die Königl. Ober- und Patrimonial-Beamte haben nicht nur für die schleunige Bekanntmachung dieser Verordnung Sorge zu tragen, sondern auch auf die pünktliche Vollstreckung derselben ihr Augenmerk zu richten, und die Übertretungen mit angemessenen Geld- oder Gefängnisstrafen zu ahnden. Decretum Stuttgart, in Königl. Ober-Reg. Ober-Polizei-Departm., den 29. Januar/1. Februar 1809."

Das Spezialrescript vom 7. Februar 1811 gab dann noch zu erkennen: „daß Wir zwar keinen Grund finden, die in der General-Verordnung vom 1. Februar 1809 erlaubten Maskentänze auf die Nachtzeit zu beschränken, hingegen das Herumziehen der Masken von Haus zu Haus weder zur Tag- noch zur Nachts-Zeit zu gestatten wissen."

Vom Jahre 1812 ab ist dann keine Regierungsverordnung mehr herausgekommen, die speziell Verbote und Beschränkungen für die Fasnachtszeit schaffen will. Mißstände werden von da ab immer im Rahmen der allgemeinen Strafgesetze geahndet.

Wir gehen nicht fehl, anzunehmen, daß unsere Vorahren trotz den in den vergangenen Jahrhunderten erlassenen

humorlosen Strafandrohungen ihre Fasnet mit Volks-humor und Mutterwitz zu feiern verstanden haben und daß sie sich nicht abhalten ließen, über sich selbst und andere herzlich zu lachen, ja daß sie selbst ihre empfindsame hohe Staatsautorität in den Kreis ihrer fasnachtskritischen Betrachtungen einbezogen haben. Wenn wir in den sehr strengen Kleidervorschriften und Rangordnungen unseres Mittelalters lesen, so wird es verständlich, daß einmal im Jahr in glückstrahlender Ausgelassenheit aber auch alle das ganze Jahr sorgsam überwachten Gegensätze verschwinden sollten, ja daß auch bei dieser Gelegenheit mancher Amtsperson in der Narrenfreiheit der Fasnet und der Vermummung vielleicht eine sehr kritische Meinung gesagt worden sein mag. Auf alle Fälle konnte die hohe Autorität die uralten Fasnachtsbräuche, die auch von den Handwerkszünften mit Vorbedacht gehütet wurden, nicht ganz unterbinden. Ob die Verbote und Beschränkungen tatsächlich die offenbar vorhandenen Mißstände beseitigt haben, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Jedenfalls waren die damaligen Zeiten nicht besser und nicht schlechter als die heutigen. Heute wie damals kann und soll die Fasnacht, in den Grenzen von Anstand und Sitte begangen, der Spender frischer Kraft in den grauen Alltag sein.

Eine schwäbische Romantikerin – Karoline Paulus

Von Karla Johns

Die Schriftstellerin Karoline Paulus, deren Bücher heute vergessen und verschollen sind, ist eine der wenigen Schwäbinnen, die im Zentrum der Frühromantik lebte, sehr aktiv an ihren Bestrebungen teilnahm und mit den hervorragendsten Figuren ihrer Zeit in engen Beziehungen stand. Da sie nie den Kontakt mit ihrer Heimat verlor, vielmehr regelmäßig alle Jahre nach Schwaben und auch nach Stuttgart kam, sind ohne Zweifel durch sie viele Anregungen aus dem Romantikerkreise auf die geistig bewegten Zirkel der Hauptstadt ausgegangen. Allein schon die Briefe, die Karoline mit der Malerin Ludovike Simanowitz tauschte, und von denen sich einige erhalten haben, sind dafür ein lebendiger Beweis. Auch muß diese fortschrittliche Schwäbin zu den Vorläuferinnen der Frauenemanzipation gerechnet werden. Die Ansichten, die sie über Mädchenerziehung und über die Stellung der Frau in der Ehe geäußert hat, sind so revolutionär und kühn, wie sie vor Georges Sand, der um eine Generation später Gekommenen, bei uns auf dem Festland noch nie ausgesprochen worden sind.

Karoline Paulus ist 1767 zu Schorndorf im Remstal als Tochter des dortigen Oberamtmannes geboren, in einem altertümlichen Fachwerkhause, das, vor kurzem erst erneuert, noch heute zu sehen ist. In einem großen Geschwisterkreis aufgewachsen, hat das begabte Mädchen wohl auch am Unterricht der Brüder teilgenommen. Denn

sie verstand später nicht nur ausgezeichnet Französisch zu sprechen und zu schreiben, sondern auch Latein zu lesen. Nicht weniger gründlich war ihre musische Ausbildung. Im Klavier- und Gitarrespiel sowohl als auch im Gesang zeichnete sie sich vor andern aus und bei Liebhaberaufführungen fiel sie durch ihr anmutiges Tanzen und Spielen auf. So konnte ihr schon einmal der phantastische Einfall kommen, gemeinsam mit ihren Freundinnen vom Carlstheater in Stuttgart nach Wien zu gehen, um an der Hofoper als Schauspielerin zu wirken.

Die Eltern werden froh gewesen sein, in ihrem Neffen, dem grundgelehrten Magister Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, dem späteren Aufklärungstheologen, der als Hofmeister der jüngeren Geschwister im Hause lebte, einen geeigneten Schwiegersohn für die extravagante Tochter gefunden zu haben. Das lebenshungrige Mädchen hätte unter der Fessel dieser Ehe, die mehr auf Vernunft und gegenseitige Achtung als auf Leidenschaft gegründet war, sicher stärker gelitten, wäre sie nicht vom Schicksal in großartige Verhältnisse gestellt worden, die ihre Phantasie mächtig anregten und ihren musischen Neigungen entgegenkamen. Denn der junge Ehemann führte sie im Frühjahr 1789, unmittelbar nach der Hochzeit, nach Jena, wohin er einen Ruf als Orientalist erhalten hatte. Es war gerade die Zeit, in der alles, was Geist und Namen hatte in Deutschland, an dieser Universität zusammenströmte

und aus ihr einen Brennpunkt aller jener dichterischen und philosophischen Bestrebungen machte, die unter dem Namen Frühromantik zusammengefaßt werden. Neben Fichte lehrten Schelling und Hegel, aber auch Schiller und Schlegel; Goethe kam sehr häufig von Weimar herüber, Tieck traf sich hier mit seinen Freunden, unter denen auch Frauen wie Karoline Schlegel und Dorothea Veit ihre Rolle spielten.

Das Ehepaar Paulus hielt sich zunächst an die Schwaben, vor allem an Schiller, der an seinen Landsleuten großen Gefallen fand und auch einen näheren Verkehr zwischen den Frauen wünschte. Charlotte Schiller wurde denn auch die Patin des kleinen Mädchens Sophie Eleutherie, das Karoline im September 1791 zur Welt brachte. Gewissenhaft widmete sich die junge Mutter der Erziehung der Tochter und früh führte sie sie in ihre eigene reiche Welt ein. Denn, wie sie später in ihrem Roman „Wilhelm Dumont“ ausführte, war sie der Meinung, man müsse die weibliche Jugend ebenso gründlich und sorgfältig unterrichten wie die männliche. Ihre häuslichen Pflichten hinderten sie jedoch nicht daran, regen Anteil am geistigen Leben der Universität zu nehmen. Von ihrer ausgedehnten Lektüre geben noch heute Aufzeichnungen aller Art Zeugnis. Auch machte sie damals für Schiller Übersetzungen aus dem Französischen, die dieser in seiner Sammlung „Historischer Mémoires“ veröffentlichte. Darunter findet sich eine Auswahl von Briefen der Liselotte von der Pfalz und die Memoiren des Kardinal Retz. Die Mehreinnahmen kamen dem jungen Haushalt sehr zugute, denn die Besoldung war anfänglich noch klein, und das Heiratsgut, das außer der notwendigen „Weißwasch“ und Kleidung 3154 Gulden betragen hatte, griff man damals nicht gerne an.

Auch zu Goethe trat das Ehepaar bald in nähere Beziehung. Schon bei der ersten Begegnung im Schloßhof zu Jena wurde der Menschenkenner auf die anziehende, für alles Schöne empfängliche Karoline aufmerksam und machte ihr bald so ausgiebig den Hof, daß die medianten Jenaer Damen neidisch wurden. In ihrer Gegenwart habe sich der Dichter immer zu den reizendsten Improvisationen und Märchen hinreißen lassen, die den ganzen Professorenzirkel entzückten, berichtet Paulus später selber. Die Elegie „Alexis und Dora“, die er 1796 schrieb und an der er immer besonders hing, überreichte er der „kleinen Frau“, wie er sie zu nennen pflegte, in der ersten Reinschrift, als er bemerkte, daß „sie dem Geheimnis der sinnreichen Darstellung noch weiter nachforschen wollte“. Zeit seines Lebens blieb Goethe Karoline Paulus gewogen. Als sie im Frühjahr 1802 auf den Tod krank darniederlag, schrieb er an Schiller: „Sie ist sehr übel daran, daß ich für ihre Existenz fürchte, und die Natur kann nun wieder eine Weile operieren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweitenmal zusammenbringt.“

In dem geselligen Leben der Universität wurde Karoline bald der Mittelpunkt, vor allem als auch Friedrich Schlegel noch hinzukam, von dessen Witz und Ironie sie sich angezogen fühlte. Seine damals an sie gerichteten Billette

beweisen, daß ihr seine in der „Lucinde“ ausgesprochenen Ideen, die eine gänzlich neue Auffassung von Liebe und Ehe verraten, vertraut waren und ihre Billigung fanden. Diese Freundschaft entfernte sie allerdings von Schiller, der gänzlich mit Schlegel gebrochen hatte, und seiner Frau, die Karoline auf diesem Wege nicht zu folgen vermochte.

In jenen Jahren war Karoline tief in das Romantiker-treiben hereingeraten. Unbefriedigt in ihrer Ehe – in Jena erzählte man sich, diese sei nur noch dem Namen nach eine solche, wenn auch nach außen der Schein gewahrt bleibe – überließ sie sich einer Leidenschaft zu dem in Bamberg wirkenden Arzt Adalbert Friedrich Marcus, dem bedeutenden Vertreter der romantischen Richtung in der Medizin. Ein ganzes Bündel unveröffentlichter Briefe von Marcus an Karoline zeigt, wie herzlich er diese Neigung erwiderte und wie sehr auch der Ehemann von der Zeitströmung erfaßt war, da er diesem Verhältnis mit solcher Unbefangenheit zuzusehn vermochte. Wenn wir sie lesen, wird uns erst recht deutlich, auf welchem Hintergrund Goethes „Wahlverwandschaften“ entstehen konnten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Karolines im Frühjahr 1802 geborener Sohn Wilhelm ein Kind Marcus' gewesen ist. Auch manche zeitgenössischen Andeutungen bestätigen diese Vermutung. Aber so frei man damals auch über solche Abirrungen denken mochte, die an der Tagesordnung waren und an denen erst die Biedermeierepoche wieder Anstoß nahm, so wenig blieben denen, die aus ihrer Bahn gewichen waren, Selbstvorwürfe und Reue erspart. Karoline erkrankte damals so schwer an Leib und Seele, daß man an ihrem Wiederaufkommen zweifelte. Nur die unverdrossene Treue und Fürsorge ihres Mannes, von der einer seiner Briefe an seinen alten Freund Professor Schnurrer in Tübingen ein rührendes Zeugnis ablegt, und die Freundschaft Dorothea Veits, die endlich die Frau Friedrich Schlegels geworden war, halfen Karoline über die schwere Zeit hinweg.

Die mehr als sechzig Briefe Dorotheas aus Paris und Köln, zu denen leider die Antworten fehlen, sind ein schönes Zeugnis für die Verbundenheit der beiden Frauen. Die ältere, äußerlich unansehnliche aber kluge Jüdin fühlte sich unwiderstehlich zu der anmutigen, gescheiten und heiteren Schwäbin hingezogen, die ihr Schwester und Tochter ersetzen muß. Sie sei fast verliebter in sie als in ihren Friedrich, bekennt Dorothea einmal, und Karoline vergilt ihr diese Zuneigung mit Liebesdiensten aller Art. So sehr auch literarische Fragen in diesem Briefwechsel im Vordergrund stehen, über Karolines literarische Produktion fällt merkwürdigerweise nie ein Wort.

Denn 1805 erschien ihr erstes Werk „Wilhelm Dumont“, ein einfacher Roman. In Form und Inhalt unterscheidet er sich wenig von den andern Frauenromanen der Zeit. Allerdings steht er mit seinen emanzipierten Ansichten alleine, denn diese gingen weit über das hinaus, was man damals zu lesen gewöhnt war. Karoline spricht von der Ehe als von einem der unsinnigsten Gesetze. In ihr verliere die Frau ihre moralische Individualität. Sie müsse

ihrer von Gott verliehene Willensfreiheit aufgeben, ihrem Mann ähnlich werden, seine Fehler und Schwächen auch noch verteidigen, kurzum: „Ich gestehe, daß unter allen Gesetzen, welche Vorurteil, Fanatismus und Grausamkeit in die Welt gebracht haben, mir keines unserer höchsten Bestimmung so sehr entgegenzuwirken scheint, als das Gesetz der Ehe.“ Auch bestreitet sie energisch, daß eine bessere Ausbildung der Mädchen, für die sie sich einsetzt, ihrer natürlichen Bestimmung zuwiderlaufe. Nie werde Vervollkommenheit, die ja der Zweck unseres Daseins sei, ein Mädchen an seinem fraulichen Tun hindern.

Goethe, dem die hier geäußerten Ansichten keinesfalls gefallen mochten, erwies seiner Freundin dennoch die Ehre einer eingehenden Besprechung ihres Buches in der Jena'schen Allgemeinen Literaturzeitung, die natürlich nicht anders als freundlich ausfallen konnte. Ein gewisser ironisch-zärtlicher Unterton ist dabei nicht zu überhören. Vor allem amüsierte ihn Karolines Abneigung gegen Schelling und seine Naturphilosophie, die beide in dem Roman schlecht wegkommen.

Interessant bleibt der Roman, dessen Stil verrät, daß sich die Verfasserin an Goethe geschult hatte, durch die Anspielungen auf zeitgenössische Personen und die Literatur ihrer Zeit. Schelling tritt darin auf, auch August Wilhelm Schlegel, gekennzeichnet als ambulanter Professor, mit seinem Wort von der Architektur als der zu Stein gewordenen Musik, und Madame de Staël, deren „Delphine“ treffend kritisiert wird. Die verständnisvolle Würdigung des „Wilhelm Meister“ wird mit einem Seitenhieb auf die romantischen Poeten verbunden: „Unsere neueren Dichter fühlen wohl, daß sie nie dahin gelangen können und scheinen deswegen eine andere Bahn zu suchen, und mit ihrer trägen Erfindungskraft an alten Märchen und Legenden auszuruhen.“

Ihr zweiter Roman „Adolf und Virginie“ folgte kurz darauf. Er war mir nicht zugänglich. Vermutlich enthält er einen Niederschlag ihrer Freundschaft mit dem schwäbischen Landsmann und Philosophen Hegel, von der uns eine ganze Anzahl noch erhaltener Briefe Kunde gibt. In ihnen hat sie den heiteren, kecken Ton der ersten Jenaer Jahre wiedergefunden. Das alte gute Verhältnis bestand weiter, auch als Hegel sich verheiratete und hat Jahre überdauert. Karoline unterstützte seinen Wunsch nach einer Professur in Heidelberg wirksam bei ihrem Mann, der seit 1811 dort lehrte, und als das Ehepaar Hegel endlich dorthin übersiedelte, war sie es, die die Wohnung besorgte und die Magd gefunden hatte.

Noch zweimal durfte Karoline in Heidelberg ihren alten Freund Goethe wiederssehen. Auf den beiden denkwürdigen Reisen 1814 und 1815 kehrte er mehrfach bei ihr ein. Er saß dann jedesmal an dem unter ihren Freunden schon berühmt gewordenen „runden Liebesmahltschchen“ – wie Jean Paul ihn nannte – vor einer Flasche Rheinwein, den er vor allem liebte, dem „Elfer“. Gewiß hat er bei dem zu seinen Ehren verfaßten Ghasel „Wo man mir Guts erzeugt überall“ auch an Karoline gedacht. Wie nahe die „kleine Frau“ seinem Herzen noch immer stand, geht

schon daraus hervor, daß er auch ihr das beziehungsreiche Gingo-bilobablatte schenkte, das sich noch nach vielen Jahren als kostbares Vermächtnis im Paulusschen Nachlaß fand. Zu dem kleinen, damals zwölfjährigen Wilhelm, einem bildhübschen Knaben, gewann der Dichter ein besonders zärtliches Verhältnis. Er durfte dem berühmten Gast alle Morgen aus der Mutter Küche einen Leckerbissen, ein sogenanntes „Schwänchen“ bringen, worauf er nicht wenig stolz war, wie Karoline an Hegel schreibt. Dafür ist er auch in die Literatur eingegangen, denn Goethe redet ihn in seinem Divan-Gedicht „Heute hast Du gut gegessen“, das um den mehrfachen Sinn des Wortes Schwan spielt, als Schenken an. Es war das einzige Mal, daß wirklich ein Kind aus Goethes Umgangskreis die Rolle des Schenken übernahm.

In Heidelberg wird auch die Beziehung zu Jean Paul erneuert, den Karoline als Dichter sehr verehrte. In ihren Büchern – in Heidelberg war noch ein Bändchen „Erzählungen“ dazugekommen – tauchen immer wieder Anspielungen auf seine Werke auf, unter denen der „Hesperus“ Karoline das liebste war. Ihre Wiederbegegnung mit dem Dichter schildert sie sehr eindrucklich in einem bisher unveröffentlichten Brief an die Malerin Ludovike Simanowitz:

Heidelberg, den 8. Juli 1817

Meine herzlich geliebte Freundin!

Ein Brieflein von Dir bleibt immer eine liebe erfreuliche Erscheinung, mag es auch noch so lange ausgeblieben sein. Ebenso erging es uns mit unserem Jean Paul. Schon seit Jahr und Tag sollte er hierher kommen, und nun ist er endlich da, und seine herrliche Gegenwart macht uns vergessen wie lange wir vergeblich gewartet haben. Er kam gleich den ersten Tag zu uns und versprach, uns recht häufig zu besuchen. Hättest Du das freundlich erklärte Gesicht meiner Sophie sehen können, als sie diesen ihren Lieblingsschriftsteller von Angesicht zu Angesicht schaute. Kein Wunder, daß er ihr Gesicht in diesem Augenblick mit der schönen Heidelberger Gegend verglich; die Beleuchtung ging ja von ihm aus; wie hätte der Effekt nicht schön sein sollen! Ich habe ihn vor ungefähr zehn Jahren in Weimar kennengelernt. Er ist im Umgang gerade so wie er schreibt. Dieselbe unerschöpfliche Fülle von Geist und Witz und Scharfsinn. Ach könntest Du jetzt zu uns kommen.“

Karolines Tochter Sophie, eine schwerblütige Natur, die inzwischen zu einem schönen Mädchen herangewachsen war, faßte eine schwärmerische Liebe zu ihrem Dichter. Auch sie, deren meisterhaftes Klavierspiel sogar Zelter rühmt, machte Eindruck auf Jean Paul, wovon zahlreiche zärtliche Billette von seiner Hand noch heute zeugen. Einmal schreibt er ihr, die für ihn Korrektur liest, er könne sich höchstens durch die mündliche Korrektur des Wörtchens „net“ revanchieren, ein Beweis dafür, daß im Hause Paulus auch die Kinder noch das heimatliche Schwäbisch sprachen. Zwei Jahre währte für Sophie dieser Traum. Dann verlobte sie sich plötzlich und zur Überraschung der Heidelberger Freunde – wie etwa Boisseré's – mit dem

damals zweiundfünfzigjährigen August Wilhelm Schlegel, der gerade vorübergehend in Heidelberg zu tun hatte. Die Ehe wurde, kaum geschlossen, nach wenigen Monaten schon wieder getrennt. Sophie weigerte sich entschieden, ihrem Gatten nach Bonn zu folgen. Still und in sich gekehrt, ja fast schwermütig, lebte sie fortan als ständige Begleiterin der Mutter häuslich und zurückgezogen.

Auch mit ihrem zweiten Kinde hatte Karoline kein Glück. Der schwierige und verwöhnte Knabe, dessen Ausbildung vernachlässigt worden war und den man schließlich zu einem Präzeptor in Württemberg gegeben hatte, erkrankte in Stuttgart an Scharlach und starb bald darauf im Alter von 17 Jahren. Dieser Verlust brach der Mutter das Herz. Wie sie litt, zeigt uns ein Brief, den sie sieben Monate später an Ludovike Simanowitz schrieb:

„Ach, daß ich bei Dir wäre, daß ich mich an Deinem mitfühlendem Herzen erst ganz ausweinen könnte, um dann alles, alles zu sagen was ich nicht zu schreiben vermag. O wohl Dir, Du Glückliche, daß Du diesen Schmerz nie erfahren wirst, der alle Mutterfreuden weit, weit aufwiegt. Er wird nur mit meinem Leben enden, und mein einziger Trost bleibt, daß ich meinem verklärten Lieb-ling nachfolgen, daß ich ihn dort wiederfinden werde. Ich danke Dir für Deinen liebevollen Brief; er hat meinem verwundeten Herzen innig wohl getan. Ich hätte Dir gerne schon längst geschrieben, aber es war mir nicht möglich, und auch wird es mir nicht möglich sein. Es ist sonderbar, und ich weiß es mir selbst nicht recht zu erklären, daß ich gerade an diejenigen, mit denen ich mich eng verbunden fühle, nicht schreiben kann, da ich mich doch so unaussprechlich sehne mit ihnen zu reden. . . . An andere Personen, die meinem Herzen nicht so nahe stehen, kann ich schreiben; Dir aber möchte ich mich ganz hingeben, und in persönlicher Hingebung würde ich Dir alle meine Gefühle, alle meine tiefen Leiden vertrauend, Erleichterung finden. Du bist meine einzigste geliebteste Freundin. Oh, behalte mich immer lieb, und glaube mir, daß ich mich recht ernstlich bestrebe Deiner Liebe wert zu werden, das heißt: immer besser zu werden, und mich mit Demuth und Ergebung in den Willen Gottes zu fügen . . . Lebe wohl, habe Nachsicht mit diesem Brief, mein Kopf und meine Augen haben so gewaltig gelitten daß mir das Schreiben recht schwer wird. . . .“

In weitem Bogen hatte dies Leben alle Lust und allen Schmerz umfaßt. Aus dem heiter tändelnden Mädchen der Rokokozeit, das sich zur leidenschaftlich glühenden und schwärmerisch verehrenden Frau der romantischen Epoche gewandelt hatte, war die durch Kummer und Schmerzen geläuterte Kirchenrätin der Biedermeierzeit geworden. Die Lebenszeugnisse werden nun seltener und zeigen, daß andere Neigungen und Wertungen von Karoline Besitz ergriffen haben. Nach dem Tode des Sohnes waren ihr noch vierundzwanzig Jahre an der Seite des Gatten vergönnt, mit dem sie sogar das Fest der Goldenen Hochzeit feiern durfte. Fünf Jahre später, 1844, starb sie in Heidelberg, wo sie auch ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Ein böser Nickel unter den Buchstaben

Von Karl Häfner

Wenn es sich nicht um Schwäbisches handeln würde, so könnte hier stehen: ein rechtes Karnickel. Nun ist aber Karnickel gar nicht schwäbisch; dagegen ist bei uns Nickel ein nicht gerade böses gemeintes Schimpfwort, das man besonders für lebhaftere Kinder benützt. Böseartig, so recht im Ernst kann der Name des lieben Nikolaus, des Sanktlos, nicht gebraucht werden. So soll auch das R, denn dieses ist gemeint, hier nicht eigentlich angeprangert oder gar gemäßregelt werden; es sollen bloß die Streiche des etwas gewalttätigen Lautes herausgestellt werden.

Man klopft ihm allerdings allenthalben auf die Finger. Ganz richtig darf es sein Wesen nur noch in der unverfälschten Mundart der Dörfer treiben; schon unsern Städtern geht die Sache manchmal etwas zu weit, und sie haben ihm seinen Wirkungskreis ordentlich eingeschränkt. Deshalb können auch nur die echten Schwaben die folgenden Streiche ganz verstehen, bloß die, die noch so sprechen können, wie man in den Dörfern spricht. Und wer das unter den Schwaben nicht mehr kann, soll daraus sehen, wie seine Großeltern und Urgroßeltern gesprochen haben, auch wenn sie schon vornehme Herren und Damen in der Stadt gewesen sind. Wenn er von den Streichen liest, hört er vielleicht künftig schärfer darauf, wie er seine Mundart spricht und wie sie von seinen Nachbarn gesprochen wird.

Das R rollt als Zungen-R voll und breit daher, wenigstens wo das „Reißen“ noch nicht eingesetzt hat. Der breite R-Laut verbreitert nun fast alle Silben, in denen er steht. Deshalb kennt das echte Schwäbisch folgende Wörter und noch viele andere nur mit langem Selbstlaut: Garten, Garn, Karte, Schwarte, warten, Gärtlein, gärteln, März, fertig, Ort, Sorte, Torte, Borte, Borste, Durst, Wurst, kurz, schwarz, Bürste, stürzen.

In vielen Wörtern genügt dem R diese Breite aber noch nicht; es spaltet die vorausgehenden Selbstlaute zu Doppellauten, oder macht von der Mundart ohnehin schon gespaltene erst recht breit. In diesen Wörtern klingt das R fast wie „er“ oder „ar“: mir (= mier), dir, ihr, Ohr (= Auer), Rohr, Ern (= Aiern), Gerlingen (= Gaierlingen), Röhrlein, gehört, der (= däär), er, wer, Herz, Schmerz, Gerste, Schmer, Bär, Herde, wert, gern, Kern (Keller), Schnur.

Wie das R gleichsam zu größerem Nachdruck einen Laut hier vor sich einschiebt, so verlangt es in anderen Wörtern einen nach sich. Arm wird so zu Arem, Berg zu Bereg (fränkisch Berich). Ähnlich ist es bei warm, stark, arg, Werk, Werg, Farbe, Garbe, etwas anders bei gern, Stern, fordern, hindern.

Damit ist aber die verbreiternde Kraft des R noch nicht erschöpft. Es übt sie nicht bloß auf Selbstlaute aus, sondern auch auf ein S, das ihm nachfolgt, und aus dem es ein Sch macht. Die Schriftsprache hat sich das in einigen

Wörtern auch gefallen lassen, so in Hirsch, das früher Hirs (hirz) lautete, oder in Bursche (sowie in Arsch, von dem Goethe im Faust noch unbekümmert das Wort ärschlings benützt). In unserer Mundart hat sich das R vor S voll auswirken dürfen, und so spricht man hier Versch für Vers, Ferschel für Ferse, Mörschel für Mörser, Diskursch für Diskurs (oft auch Dischkursch), Vorschitz für Vorsitz (Karz), 's Maiersch für 's Maiers, übersche für über-sich, ebenso untersche, fürsche, hintersche. Vor allem aber zeigt sich die Verbreiterung in vielen unserer Ortsnamen: Dagersheim (Dagersche, daneben aber Darmsheim-Darmse), Gebersche (daneben aber Malmse und Heimse), Lomersheim, Ottmarsheim, Endersbach, Ebershardt, Mindersbach, Weikersheim, Elpersheim und viele andere. Hirsau bei Calw zeigt noch die alte Schreibweise, wird aber voll schwäbisch gleich gesprochen wie Hirschau bei Tübingen.

Gleichsam zur Strafe für seine Sünden muß sich nun das R gefallen lassen, daß man ihm vielfach seinen ursprünglichen Klang nimmt, es nicht mehr kräftig mit der Zungenspitze rollt, sondern bloß noch schwächlich das Zäpfchen schwingen läßt. Das „Reißen“ breitet sich ja leider auch bei uns aus, besonders in den Städten, da es einst als vornehmer gegolten hat, weil es „weit her“ war. Fr. Th. Vischer hat zu Unrecht die Preußen für die unschöne Sprechweise, bei der warten fast wie wachten klingt, verantwortlich machen wollen; sie ist aber vor 200 Jahren mit der französischen Mode von Frankreich her eingesickert. Bestimmte Gegenden Schwabens lassen den Nickel in manchen Wörtern (nach den Zahnlauten d, t, n, s, sch) überhaupt nicht gelten. Das trifft man besonders um Reutlingen und Rottenburg. Dort spottet man über das „Hiischhönle mit'm Latenle“; die Rottenburger Sprechweise hat Sebastian Blau durch seine Gedichte allgemein bekannt gemacht: Wiit (Wirt), Kaate (Karte), Heaz (Herz), Gäätle (Gärtlein), Duust, Schuuz, kuuz, schwaaz.

Als eine Art Ausgleich für diese schlechte Behandlung des R trifft man nun aber auch Bezirke, die es eindringen lassen, wo es gar kein Recht hat. Wir hatten in Ulm einen Korporal, den wir Jorseph Hiersel nannten, obwohl er seinen Namen Joseph Hiesel nicht ganz so aussprach; aber er ließ viele R einfließen, wo wir Unterländer sie nicht sprachen, da er aus einer Gegend stammte, wo man karlt und Sparlt sagt. – Bei man und niemand drängt sich das R aber im ganzen Gebiet des Schwäbischen recht auffällig ein und setzt sich gewalttätig an die Stelle des N. Nun treibt das R sein Wesen nicht nur in der schwäbischen Mundart, sondern fast noch schlimmer im fränkischen Teil Württembergs. Hier drückt es die spitzen i und u zu ä und o herab, macht e und ö oft zu ä und verübt auch sonst noch manchen Schabernack. So wird Hirschwirt zu Härschwärt, Kirche zu Kärich, Württemberg zu Wärteberich, Wurst und Durst zu Worst und Dorst, kurz zu korz, einkehren zu einkährn, Öhringen zu Ähringe.

Macht sich bei uns das R etwas mausig, so spielen ihm dagegen die Norddeutschen (bei uns die Rundfunksprecher!) wirklich übel mit. Sie verderben es zu einem a oder lassen es überhaupt ganz weg. Bei ihnen wird Berlin zu Bälín oder Bealín, der Berliner zum Bälína, der Hörer zum Höra; Genremalerei wird nach dem Auch Einer zu Schangamalachai, Jahrhunderts wird zu Jaundaz. Aber nicht nur im Norden, sondern auch westlich und östlich von uns muß sich das R allerhand gefallen lassen. Man unterdrückt es in Ka'lsruhe und Da'mstadt, und dem Bayern wird die Nachsilbe er ähnlich wie dem Berliner zu a.

Hören wir von diesen Mißhandlungen, so tut uns der arme Kerl wirklich leid. Wir verzeihen ihm, daß er sich so oft als böser Nickel aufführt, und versprechen ihm, ihn zu schützen und zu verteidigen. Wir sehen in ihm den frischen, lebhaften Lausbuben, der sich eben betätigen muß, und wir wollen uns freuen über ihn wie über alles, was lebendige Kraft zeigt. Wir lieben diesen „Trommeltón der Sprache“ als „einen edlen, energischen Laut“ (Fr. Th. Vischer), besonders wenn er noch als richtiges Zungen-R gerollt wird. Jeder, der ihn noch sprechen kann, wird sich bemühen, daß ihm wenigstens bei uns sein Recht bleibt.

Vom Naturstein

Als „Gottes edelsten Baustoff“ bezeichnete Professor Bonatz den Naturstein oder Naturwerkstein. Und das ist er in der Tat. Aber man muß damit umgehen können, so wie unsere Weingärtner (die „Winzer“ sind wohl schon bei der Betonmauer angelangt). Nur wenig Maurer können heute noch mit Naturstein umgehen. – Wie hoch man in Stuttgart den alten schönen Stuttgarter Baustein, den Schilfsandstein der Feuerbacher Heide, schätzt, geht daraus hervor, daß Tausende von Tonnen behauener Werksteine auf den Birkenkopf gefahren und dort begraben worden sind. Niemand wendete sich gegen diese Barbarei. Es war eben bequemer so; denn der Bagger schaffte das so leicht. Man bedenke: Die Steine sind schon gebrochen, behauen, befördert und im Wetter erprobt. Erhebliche Werte stecken also darin, von den schönheitlichen und ethischen Werten ganz abgesehen. Das alles wurde aber für nichts geachtet. Warum letzten Endes? Man hat ja den Zement und kann betonieren. Es ist ja so viel bequemer, etwa Stützmauern an Straßen als Betonmauern aufzuführen, da das meiste die Maschine macht. Man wird sehen, daß das geschieht. Derweilen schlafen die begrabenen Natursteine auf dem Trümmerberg des Birkenkopfes ihren ewigen Schlaf. Manche Gemeinden auf dem Land haben sich überflüssig gewordene Trümmersteine verschafft (bloß abgeholt) und haben damit ihre Friedhöfe aufgeführt. Das hätte zum Beispiel am Pragfriedhof in Stuttgart auch geschehen können. Statt dessen hat man die alte, geschmacklose und kitschige Mauer wiederhergestellt.

H. Schwenkel

6000 Jahre Bauerntum im Oberen Gäu

Rektor Gottlob Ernst in Korb Kr. Waiblingen hat an Hand seines Heimatdorfes Deckenpfronn in jahrzehntelanger mühevoller Arbeit eine Gesamtdarstellung der Landschaft, der Tier- und Pflanzenwelt, der Vorgeschichte, der Geschichte, des Volkstums, der Familien, der Wirtschaft, der Verwaltung und der öffentlichen Einrichtungen geliefert, wie sie wohl einzig dasteht. Ernst greift auf die letzten Quellen und Urkunden zurück. Das Buch erscheint im Selbstverlag unter großen Opfern des Verfassers. Es ist ein Muster für ähnliche Heimatbücher, wie sie heute vielfach versucht werden und in Arbeit sind. Eben ist die erste Lieferung mit 75 Seiten geheftet erschienen. Der Schwäbische Heimatbund empfiehlt das Werk auf das wärmste und bittet, sich gegebenenfalls unmittelbar an den Verfasser zu wenden.

Walthar Schoenichen, *Naturschutz, Heimatschutz*. Ihre Begründung durch Ernst Rudorff, Hugo Conwentz und ihre Vorläufer. „Große Naturforscher“, Bd. 16, herausgegeben von Dr. H. W. Frickhinger. VIII, 331 Seiten mit 13 Abbildungen. Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft Stuttgart 1954. Halbleinen DM 15.60. –

Das Buch gibt über die Entstehung der heute so stark gewordenen Bewegung des Natur- und Heimatschutzes von den ersten Vorläufern (darunter Friedrich Schiller) bis 1922 eine so erschöpfende und geistesgeschichtlich unterbaute Darstellung, wie sie bisher nirgends zu finden ist. Obwohl es sich nicht mit dem Betreuungsgebiet der „Schwäbischen Heimat“ befaßt, ist es wohl angebracht, auf dieses Buch hinzuweisen und es zum gründlichen Studium zu empfehlen. Der Musiker Ernst Rudorff hat den Begriff „Heimatschutz“ geschaffen, und auf seine zündenden Schriften geht die Gründung der Heimatschutz-Bünde (seit 1904) zurück. Hugo Conwentz ist der Schöpfer des staatlichen Naturschutzes in Preußen und schließlich in der Folge in ganz Deutschland. Er war ein Mann von größtem internationalen Ansehen, er leitete die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen von 1906–1922. In diesem Jahr wurde der Verfasser selbst sein Nachfolger, der darum mit diesem Zeitpunkt seine Darstellung abbricht. Die Persönlichkeiten und Leistungen der im Titel genannten Männer, über die man viel Neues und Interessantes erfährt, sind aber keineswegs rein biographisch behandelt; sie erscheinen im Rahmen einer kulturgeschichtlichen Entwicklung zusammen mit all den Männern, die in Natur und Landschaft, Geschichte und Volkstum, Kunst und Bauwerk der Heimat Grundkräfte für alles geistige Schaffen sehen. Dabei ist das Werk frisch und anregend geschrieben und mit Vergnügen zu lesen.

A. und L. Zänkert, *Lebensstätten zwischen Strand und Alpen*. 128 Seiten, 200 Abb., Preis DM 2.80. (1. Kosmos-Bändchen.) – Die Gesellschaft der Naturfreunde „Kosmos“ feiert in diesem Jahr das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens. Die Wirksamkeit des Kosmos im Dienste der Natur- und Heimatkunde verdient, auch in unsern Kreisen mit Dankbarkeit und Anerkennung erwähnt zu werden. Nicht bloß hinsichtlich der Zahl der Mitglieder, auch hinsichtlich der Gedicgenheit und – trotz der Gemeinverständlichkeit der Darstellung – Wissenschaftlichkeit darf man von einer stetigen Aufwärtsentwicklung und einem wachsenden Ansehen (auch bei

den Auslandsdeutschen) sprechen. Das vorliegende 1. Kosmos-Bändchen des Jubiläumsjahres gibt ein treffliches Beispiel für das neue Wollen und für die Leistungsfähigkeit des Verlags, die nicht leicht bei so niedrigen Preisen erreicht werden kann. Während viele Kosmosbücher den Einzelwesen und dessen Bestimmung dienen, ist dieses Bändchen den Lebensgemeinschaften in bestimmten Natur- und Kulturlandschaften gewidmet. Es seien genannt: Meeresstrand, Heide, Steppenheide, Quelle, Bach und Fluß, Tümpel, Teich und See, Moor, Buchenwald, Hochgebirge. Beachtlich ist der Versuch, Pflanze und Tier als Gemeinschaft in einer bestimmten Umwelt zu zeigen. Das Ziel ist hoch gesteckt und erfordert große, vielseitige Sachkunde. Die Tierwelt scheint richtiger erfaßt zu sein als die Pflanzenwelt, deren Darstellung der heutigen Pflanzensoziologie nicht voll entspricht. Im Aufbau wären Natur- und Kulturlandschaften schärfer zu trennen gewesen. Der Wald kam zu kurz weg. Robert Gradmann ist in der „Literatur“ nicht erwähnt, die Schilderung der Steppenheide weist daher auch einige Mängel auf. Der Buchs zum Beispiel gehört nicht zur Steppenheide, sondern zum trockenen Buschwald, auch *Scilla bifolia* nicht, die für den Klebwald Leitpflanze ist, oder *Sesleria caerulea*, die zum Bergwald gehört. Doch tun solche Mängel dem Ganzen kaum Abbruch. Solche Darstellungen müssen gewagt werden. Vielleicht empfiehlt es sich, den einzelnen Lebensstätten besondere Darstellungen im Sinn einer umfassenden neuzeitlichen Soziologie zu widmen. Bewunderung verdient die ausgezeichnete Illustration.

Bildbücherei Süddeutschland. Verlag Jan Thorbecke, Lindau. – Der junge Verlag von Jan Thorbecke in Lindau hat in rascher Folge zu mäßigem Preis (zwischen 5.80 und 9.80 DM) eine Reihe gut ausgestatteter Bildbände herausgegeben, die zunächst dem schwäbischen Raum zwischen Donau und Bodensee gewidmet sind: Lindau, Mainau, Konstanz, Überlingen, Ravensburg, Meersburg, Augsburg, Allgäu-Städte, Singen, doch greift Band 10 mit Reutlingen schon über diesen Raum hinaus. Es gibt viele Unternehmen dieser Art, doch beweisen sie selten so viel Geschmack und so viel Geschick in der Textfassung und der Bilderwahl. Wir haben die Bände Augsburg, Allgäu-Städte und Reutlingen genau geprüft. Die Bilder herrschen vor und bringen sowohl technisch wie sachlich nur Gutes und oft auch wenig Bekanntes. Der Text zeichnet sich durch ein hohes Niveau aus und bringt in kurzer Fassung, geschickt zwischen die Bilder geschoben, das Wesentliche über jede Stadt als eines geschichtlich gewordenen Organismus im Rahmen der jeweiligen Landschaft. Der Text über Reutlingen stammt von Gerd Caizer, der über Augsburg von Norbert Lieb, über die Allgäu-Städte Wangen, Leutkirch, Isny, Wurzach und Kißlegg von J. Schmid und K. Fakler. Der Doppelband Augsburg (9.80 DM) enthält beispielsweise 94 ganzseitige Bilder nach Aufnahmen von Toni Schneiders, Inge Vogel und Sepp Rostra. Die Reutlinger Aufnahmen stammen von Carl Näher, die der Allgäu-Städte von Toni Schneiders. Bei den Bildern wüßte man manchmal gerne, aus welcher Richtung sie aufgenommen sind. Dem Augsburger Band liegt auch eine englische Einführung in jedes Kapitel mit englischen Bilderläuterungen bei, wie denn überhaupt die Bildbücherei dazu geeignet ist, das Reisen zu vertiefen, dem Besucher die jeweilige Stadt-persönlichkeit ihrem Wesen nach zu erschließen und ihn das sehen zu lernen, was der oberflächlich Reisende in der Regel übersieht. – Der Doppelband Maulbronn (Bilder: Windstoßer, Text: K. Bertsch) enthält 78 ganzseitige Tafeln in einwandfreiem Druck nach photographischen Aufnahmen, welche die Schönheit dieser einzigartigen,

so gut erhaltenen Klosteranlage eindringlich vor Augen führen. Manche Motive mögen etwas gesucht Originelles an sich haben, doch überwiegen die gutgesehenen und technisch hervorragend erfaßten Bilder weitaus. Der aus zwölf Seiten bestehende, einführende Text ist seitenweise zwischen die Tafeln eingefügt und schildert die Geschichte des Klosters, den besonderen Charakter der Zisterzienserkunst in der Kirche, im Kreuzgang, in den anschließenden Räumen und im Klosterhof sowie das harte Leben der Mönche. Das Buch ist wie seine Kameraden als Geschenk geeignet.

Schwenkel

Karl Bohnenberger, *Die alemannische Mundart – Umgrenzung, Innengliederung und Kennzeichnung*. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1953. XX. 303 Seiten, 1 Karte. – Mit einer reifen und reichen Gabe hat der im Jahr 1951 dahingegangene Karl Bohnenberger noch nach seinem Tod seine Heimat, zahlreiche ehemalige Schüler und Hörer und die Sprachwissenschaft im ganzen beschenkt. Was er ein Leben lang in unermüdlichem eigenem Bemühen – geistigem und körperlichem darf man ruhig dazusetzen – erarbeitet und verarbeitet hat, liegt in diesem Buch vor uns. Es ist ein Rechenschaftsbericht über die Erkundung der Mundart im alamannischen Stammesgebiet. Mit unendlichem Fleiß und peinlicher Sorgfalt wird der Stoff der Sprachlaute und Sprachformen in voller Beherrschung der Ergebnisse eigener und fremder Forschungen meisterhaft gegliedert dem Leser dargeboten. Hinter den vielen Einzelheiten, die den Nichtfachmann verwirren könnten, steht das Bild des Ganzen der Stammesmundart, zu der sich Karl Bohnenberger am Ende seines Lebens mit dem Titel des Buchs noch einmal klar bekennt. Er hat dieses Bild gewonnen nicht am toten Schreibtisch und aus den wenig persönlichen Antworten auf Fragebögen, sondern aus dem steten Umgang mit den Menschen und aus all seinem Wissen über ihr Leben und ihre Art. Es entspräche nicht Bohnenbergers Wesen, wenn in dem Buch vieles darüber programmatisch vorgetragen würde; um so mehr aber erkennt man den Meister wieder aus der Fülle der unbedingt zuverlässigen Angaben und aus dem gedrängten Stil der Darstellung. – Das Buch bedeutet – Bohnenberger war sich dessen bewußt, wie es etwa der Schlussabschnitt der „Einführung“ beweist – das zusammenfassende Schlußwort eines großen Abschnitts heimischer Mundartforschung. Die Sprachverhältnisse, die es darstellt, sind heute weithin vergangen, durch die starke Mischung des sprechenden Volks überholt. Weniger und unbedeutender sind die Probleme aber dadurch nicht geworden, und wer sie künftig sachgerecht angehen will, der kann Bohnenbergers Werk über die alemannische Mundart als Ausgangsstellung nicht entbehren.

Helmut Dölker

Emil Werth, *Grabstock, Hacke und Pflug*. Versuch einer Entstehungsgeschichte des Landbaues, mit 231 Abbildungen und 25 Karten. Verlag Eugen Ulmer, Ludwigsburg. – In Erinnerung an die im Jahre 1934 in Berlin veranstaltete Ausstellung „Vom Grabstock zum Pflug“ hat der vielgerühmte Verfasser den Titel seines inhaltschweren Buches gewählt. Wie früher in Südasien, der Wiege der Hackbaukultur, der Grabstock Bodenbearbeitungsgerät war, so ist er heute noch in Gebrauch in Neger-Afrika, wo freilich jetzt der Hackbau meist mit Hacken betrieben wird. Nach P. Leser ist der Pflug aber nicht mit der Hacke verwandt, sondern mit dem Spaten. Dementsprechend führt E. Werth aus: Aus Korea, Afghanistan und anderen Ländern ist der „Zieh-Spaten“ bekannt; dies ist ein Spaten, der an einem Strick gezogen wird. Diese Einrich-

tung leitet unmittelbar über zu den einfachen Grabstockpflügen, wie sie aus demselben Kulturgebiet (China bis Japan) bekannt sind, und demonstriert eindeutig die Entstehung des Pfluges aus dem Grabstock.

Der 85jährige Verfasser, einer der wenigen noch lebenden Polyhistoren von Rang strebt im Sinne einer „Ganzheitsbetrachtung“ dem Ziele zu, nachzuweisen, daß der dem Pflugbau eigenen Getreidebau nur von Südostasien nach Europa gelangt sein kann. Die ganze ursprüngliche Landbauunterlage, die der Pflugbau von dem vorausgegangenen Hackbau übernommen hat, samt dem ganzen großen Kulturinventar (darunter auch das Viereckhaus, Töpferei, Weberei, Bierbereitung u. a.) kann – nach Ausweis der vorgeschichtlichen wie völkerkundlichen Erkenntnisse – Europa nur von Asien her erhalten haben. Auch die Entwicklung und Verbreitung der verschiedenen Pflugformen nimmt ihren Anfang in dem Gebiet von Mittel- und Süd-asien. Die geographische Betrachtungsweise ergab, wie der Pflugbaukulturkreis sich mit dem Gebiet der sogenannten „Hochkulturen“ deckt und sich klar abhebt von den großen restlichen Landbaugebieten der Erde mit Hackbau. Das Rückgrat des Pflugbaukulturkreises bildet eben das, was wir als Indogermanentum zu bezeichnen pflegen; wir müssen uns immer vor Augen halten, daß die Grundlage unserer Kultur das Bauerntum, mit Kulturpflanzen (Getreidearten u. a.) und Haustieren (das spezifisch pflugbauliche Hausrind, ferner Esel, Schaf, Ziege, Hund, später das Pferd u. a.), mit Pflug und Egge, Sichel und Dreschgerät und vielem andern unbestreitbare Beziehungen zu Südostasien zeigt; für Europa zunächst im Sinne einer indogermanischen Gemeinschaft bzw. Verwandtschaft.

Das Buch ist eine fast überreiche Fundgrube für alte und neue Erkenntnisse für die Fachleute wie für gelehrige, interessierte Laien. Für eine neue Auflage wären Nachträge aus der neueren einschlägigen Literatur erwünscht, neben der Ausmerzung etlicher Unstimmigkeiten. – Die vortreffliche Ausstattung des Buches durch den Verlag verdient gleichfalls hohe Anerkennung.

M. Lohß

Karl Christian Planck, *Testament eines Deutschen*. Gerhard Heß, Ulm/Donau 1954. 238 Seiten, Kartiert 4.80, gebunden 5.80 DM. – Diese Bearbeitung des nachgelassenen Vermächtnisses des schwäbischen Philosophen, die gleich nach dem Erscheinen der Darstellung seines Lebens und seines Werks in Frommanns Klassikern der Philosophie 1950 vorgesehen war, liegt trotz der Ungunst der äußern Verhältnisse jetzt ebenfalls aus der Hand seiner hochbetagten Tochter Mathilde Planck in einem schmucken und handlichen Band vor, der die Naturphilosophie wegläßt und sich auf eine gekürzte Fassung des zweiten und dritten Teils des Werks von 1881 beschränkt. So kommt der Philosoph mit dem wertvollsten seines Testaments zur Geltung: mit „Gesetz und Gang der Menschheitsentwicklung“ und mit dem „Evangelium der Menschheit“. Vorauszuschicken ist eine kurze Einführung, worin die Zeitgemäßheit des „Wagnisses mit dem Geist“ und die alles tragende Naturanschauung skizziert sind. Besonders begrüßenswert ist die Beigabe eines von K. Ch. Planck gerade vor hundert Jahren geschriebenen prophetischen Aufsatzes über Rußland und die Russenfurcht, dessen jetzige Bedeutung ein kurzes Nachwort eindrücklich unterstreicht. Ein dreiseitiges Verzeichnis der gedruckten Schriften des Philosophen schließt diese gelungene Bearbeitung ab, der man wahrlich einen besseren Widerhall als der Urfassung zum Wohle Deutschlands und der Welt wünschen möchte.

Gustav Widmann

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8-16 Uhr
 Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Pfingsttage in Ochsenhausen vom 28.-31. Mai 1955

Dem besonderen Entgegenkommen der Leitung der Lehrerinnenoberschule Ochsenhausen verdanken wir es, daß wir das diesjährige Pfingsttreffen der Freunde Oberschwabens in Ochsenhausen wieder in die Räume des ehemaligen Klosters verlegen können. Wer 1952 mit dabei war, weiß, welche Vertiefung des Erlebnisses Oberschwabens es bedeutet, in diesen Räumen nicht nur Vorträge und künstlerische Darbietungen aufzunehmen, sondern dort mit den Teilnehmern zu gemeinsamem Leben vereinigt zu sein, in den Zimmern des einstigen Konventes zu wohnen und im ehemaligen Refektorium zu speisen. Wir rufen darum diesmal mit ganz besonderer Freude nach Ochsenhausen zusammen. Wer im Gasthaus untergebracht und verpflegt zu werden wünscht, wird ebenso willkommen sein; auch Unterbringung in Privatquartieren ist möglich.

Programm

Samstag, 28. Mai:

Anreisetag.

20.00 Uhr: Feierliche Eröffnung mit Dichterlesungen und musikalischer Umrahmung im ehemaligen Bibliothekssaal.

Sonntag, 29. Mai:

Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste beider Konfessionen.

10.30 Uhr: Führung durch das ehemalige Kloster (Kreuzgang, Refektorium, Treppenhäuser, Musiksaal, Armarium, Bibliothekssaal) oder Spaziergang am Krumbach.

16.00 Uhr: Geistliche Musik auf der Orgel von Josef Gabler in der ehemaligen Klosterkirche, ausgeführt von Prof. Fritz Hayn aus Ulm.

20.00 Uhr: „Musikalische Auffvarthung“ in Form einer musikalischen Akademie des 18. Jahrhunderts mit Darbietungen oberschwäbischer Instrumental- und Vokalmusik des Barock, zusammengestellt von Willi Siegele.

Montag, 30. Mai:

8.00 Uhr: Studienfahrt im Omnibus nach der Waldburg, dem Stammschloß der Fürsten von Waldburg, nebst Besichtigung des in dieser untergebrachten Waldburgischen Hausmuseums, ferner nach Amtszell (Beispiel eines reichsritterschaftlichen Herrensitzes), Pfärrich (Pfarrkirche Vorarlberger

Art von 1686), Deuchelried (schöne Muttergottesfigur des oberschwäbischen Barock), Oflings (Vorbild einer Turmhügelburg), Bärenweiler (wohl-erhaltenes Beispiel einer, weltliche und geistliche Fürsorge umfassenden Spitalstiftung des 17. Jahrhunderts) und schließlich nach der inmitten eines Riedes gelegenen Basilika des sel. Ratperonius in Rötsee. Führung: Dr. Adolf Schahl. Teilnehmergebühr: DM 8.-.

20.00 Uhr: „Heiterer schwäbischer Abend mit Wendelin Überzwerch – Gereimtes und Ungereimtes“ (Lesung aus eigenen Werken).

Dienstag, 31. Mai:

9.00 Uhr: „Michel Buck, ein oberschwäbischer Mundartdichter und Heimatforscher des 19. Jahrhunderts“, Vortrag von Dr. Heinz Eugen Schramm, mit Lesungen.

10.30 Uhr: „Mönchsleben und Klosterbau unter besonderer Berücksichtigung Oberschwabens“, Vortrag von Hauptkonservator Dr. Albert Walzer, mit Lichtbildern.

13.30 Uhr: Studienfahrt im Omnibus nach Aulendorf (Schloß der Grafen von Königsegg als Beispiel der Entwicklung einer romanischen Burg zum Barockschloß) und Altshausen (Schloß der ehemaligen Deutschordenskommande). Führung: Dr. Adolf Schahl. Teilnehmergebühr: DM 4.-.

Anschließend Abreise ab Ochsenhausen oder, für Teilnehmer, die erst am Morgen des 1. Juni zurückzukehren wünschen,

20.00 Uhr: Geselliges Zusammensein im Gasthaus zum Adler.

Teilnahmebedingungen

Die Veranstaltung wendet sich an alle Freunde Oberschwabens, Mitglieder und Nichtmitglieder. Teilnahmeberechtigt ist Jedermann, der sich im Besitz einer Teilnehmerkarte befindet, die, nach Anmeldung, von der Geschäftsstelle des Bundes zugesandt wird. Die Teilnehmergebühr beträgt für Mitglieder 3 DM, für Nichtmitglieder 5 DM. Die Teilnehmergebühr ist nach Empfang der Teilnehmerkarte zu zahlen; sie verfällt, wenn der Teilnehmer seine Anmeldung nach dem 15. Mai zurückzieht. Die Teilnehmergebühr schließt den freien Eintritt zu allen Veranstaltungen ein. Die Fahrpreise für die Studienfahrten sind gesondert zu entrichten. Die Kosten für

Unterbringung und Verpflegung gehen auf eigene Rechnung des Teilnehmers, werden jedoch bei allen im ehemaligen Kloster Unterbrachten und Verpflegten von der Geschäftsstelle eingezogen.

Für Unterbringung und Verpflegung gelten folgende Sätze:

1. In der Lehrerinnenoberschule (ehem. Kloster) 4.20 DM

pro Tag. Bettwäsche (Leintuch, Deckenbezug oder Oberleintuch, zwei Kopfkissenbezüge) ist mitzubringen.

2. In Gasthäusern: Vollenpension von 8–10 DM (einschließlich Bedienung).
3. In Privatquartier: Übernachtung mit Frühstück 3 bis 3.50 DM, einschl. Trinkgeld; sonstige Verpflegung in Gasthäusern nach Karte.

Bodensee-Tage in Tett nang

Ferienkurs des Schwäbischen Heimatbundes vom 30. Juli bis 5. August

Der diesjährige Ferienkurs des Schwäbischen Heimatbundes, der sich den „Oberschwäbischen Tagen“ 1952 in Ochsenhausen, den „Allgäuer Tagen“ 1953 in Isny und den „Hohenloher Tagen“ 1954 zur Seite stellt, soll der Bodenseelandschaft, ihrer Natur und Kultur, gelten. Wiederum werden Vorträge, künstlerische Veranstaltungen, Führungen und Fahrten die Teilnehmer mit dieser Landschaft vertraut machen. Tagungsort ist diesmal die alte Montfort-Stadt Tett nang im unmittelbaren Hinterland des Bodensees. Die Vorträge konnten in den überaus prächtigen Rokokoraum des Bachhussaales im dortigen Schloß gelegt werden. Für die Unterbringung stehen, von einer Sammelunterkunft in der Landwirtschaftsschule abgesehen, Privatquartiere, Gasthäuser und Hotels zur Verfügung.

Programm

Samstag, 30. Juli:

- 20.00 Uhr: Feierliche Eröffnung im Bachhussaal des Schlosses mit kammermusikalischer Umrahmung und Festvortrag von Prof. Dr. h. c. Theodor Mayer „Der Bodenseeraum in der deutschen Geschichte“.

Sonntag, 31. Juli:

Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste beider Konfessionen

- 11.00 Uhr: Eröffnung der Ausstellung „Montfort-Tett nang“ im Rathaus mit Einführung durch Dr. A. Frick.

13.30 Uhr: wechselweise:

- a) Führung durch die Stadt Tett nang von Dr. Alex Frick;
- b) Führung durch das Schloß Tett nang von Dr. Adolf Schahl;
- c) Kaffeestunde.

- 16.30 Uhr: Spaziergang auf die Brunnensweiler Höhe unter Führung von Dr. Alex Frick und Prof. Dr. Schwenkel.

- 20.00 Uhr: Geistliche Musik des Bodenseegebiets aus mehreren Jahrhunderten in der Kapelle St. Anna vor den Toren Tett nangs, unter Mitwirkung von mehreren Chören mit Orgelvorträgen. Leitung: Willi Siegele.

Montag, 1. August:

- 7.30 Uhr: Studienfahrt im Schiff „Überlinger See und Untersee“ ab Friedrichshafen nach der Mainau, Bodman, Konstanz (Stadt oder Rosgartenmuseum nach Wahl) und auf die Reichenau (Mittel- und Oberzell). Führung: Prof. Dr. Schwenkel (Natur und Landschaft) und Dr. A. Schahl (Kunst). Fahrpreis DM 9.–.

Dienstag, 2. August:

- 8.30 Uhr: „Die Besiedlung des Bodenseegebietes“, Vortrag von Dr. Alex Frick.

- 10.00 Uhr: „Das Bodenseebuch von Gustav Schwab und der Laßbergkreis“, Vortrag von Willy Baur.

- 14.00 Uhr: Besuch des Institutes für Seenforschung und Seenbewirtschaftung in Langenargen mit fischereibiologischen und abwässerbiologischen Kurzvorträgen von Dr. Kriegsmann und Dr. Wachek im Vortragssaal des Wasserschlosses Montfort im Bodensee. Besichtigung der Kirche von Eriskirch.

- 20.00 Uhr: „Der Bodensee im Spiegel der Dichtung“, literarischer und musikalischer Abend mit Rezitationen und kammermusikalischen Darbietungen.

Mittwoch, 3. August:

- 7.30 Uhr: Studienfahrt im Schiff „Obersee“ ab Friedrichshafen nach Bregenz (Stadt und Vorarlberger Landesmuseum) mit Besuch des Pfänders (Schwebbahn) und der Rheinmündung. Führung: Prof. Dr. Schwenkel (Natur und Landschaft), Prof. Wolfgang Rusch (Stadt) und wissenschaftliche Kräfte des Vorarlberger Landesmuseums (Dir. E. Vonbank). Fahrpreis DM 5.– (Pfänderauffahrt 2.10).

Donnerstag, 4. August:

- 8.30 Uhr: „Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz im Mittelalter“, Vortrag von Privatdozent Dr. P. Kläui.

- 10.00 Uhr: „Das Bodenseegebiet in der bildenden Kunst“, Vortrag von Dr. A. Schahl, mit Lichtbildern.

- 13.30 Uhr: Studienfahrt im Omnibus nach Meersburg, der Birnau und Überlingen. Führung: Prof. Dr.

Schwenkel (Natur und Landschaft), Landeskonservator W. Genzmer und Dr. A. Schahl (Kunst). Fahrpreis: DM 4.50.

20.00 Uhr: „1000 Jahre Musik am Bodensee“, Vortrag von Willi Siegele mit Tonbandbeispielen und Lichtbildern.

Freitag, 5. August:

7.30 Uhr: Studienfahrt im Omnibus nach Konstanz (Bodenseefähre) mit Stadtführung und Besuch des Rosgartenmuseums, St. Gallen und auf die Schwägalp mit Auffahrt zum Säntisgipfel (Schwebebahn). Führung: Prof. Dr. Schwenkel (Natur und Landschaft), Landeskonservator W. Genzmer und wissenschaftliche Kräfte des Rosgartenmuseums. Fahrpreis: DM 9.– (Säntisauffahrt DM 7.–).

20.00 Uhr: Heimatabend im Katholischen Gesellenhaus. Leitung: Dr. Alex Frick.

Teilnahmebedingungen

Teilnahmeberechtigt ist Jedermann, der sich bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes angemeldet hat und sich im Besitz einer Teilnehmerkarte befindet. Die Teilnehmergebühr beträgt für Mitglieder 10 DM,

für Nichtmitglieder 15 DM. Die Teilnehmergebühr ist bei der Anmeldung zu bezahlen; sie verfällt, wenn der Teilnehmer nach dem 15. Juli seine Anmeldung zurückzieht. Die Teilnehmergebühr stellt das Entgelt für sämtliche Geschäftsgebühren dar und schließt den freien Eintritt zu allen Veranstaltungen sowie die kostenlose Beteiligung an allen Führungen ein. Die Fahrpreise der verschiedenen Studienfahrten sind gesondert zu entrichten. Die Kosten der Unterbringung und Verpflegung gehen auf eigene Rechnung des Teilnehmers.

Für die Teilnahme an den Fahrten des Mittwoch und Freitag ist ein Reisepaß erforderlich.

Für Unterbringung und Verpflegung, die ausschließlich von der Geschäftsstelle vermittelt werden, gelten folgende Sätze (einschließlich Trinkgeldabfindung).

1. Gasthöfe 1. Klasse zu 8.80 DM.

2. Gasthöfe 2. Klasse zu 7.80 DM.

3. Privatquartiere mit Gasthausverpflegung bis zu 7.50 DM.

4. Sammelunterkunft mit Massenverpflegung in der Landwirtschaftsschule zu 4.40 DM.

Da die Teilnehmerzahl auf rund 150 Personen beschränkt werden muß, empfiehlt sich baldige Anmeldung.

Weitere Programmangaben folgen in Heft 2.

Studien- und Lehrfahrten im Sommerhalbjahr 1955

Der Schwäbische Heimatbund führt auch in diesem Jahr wieder eine größere Zahl von Studien- und Lehrfahrten durch, die von den einzelnen Ortsgruppen unternommen werden. Die Teilnahme hieran ist jedem Mitglied und, gegen einen Aufschlag von zehn Prozent, auch Nichtmitgliedern möglich. Alle Fahrten werden in Omnibussen durchgeführt. Anmeldung ist in allen Fällen erforderlich.

Die Fahrten der einzelnen Ortsgruppen werden von den Vertrauensmännern durch Vervielfältigungen und über die Tagespresse rechtzeitig angezeigt. Die von Stuttgart aus geplanten Fahrten werden in Heft 2 ausführlich, mit Angabe der Teilnehmergebühr, bekanntgemacht. Wir geben hiermit vorläufige Hinweise und bitten nach Möglichkeit um zunächst unverbindliche Voranmeldungen.

Am 30. April und 1. Mai wird Prof. Dr. Richard Schmidt eine zweitägige Fahrt führen, bei der vor allem Bamberg, die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen und die Klosterkirche Banz, dazu der Park in Veitshöchheim und Schloß Pommersfelden, besucht werden sollen.

Am 15. Mai wird Prof. Dr. Dölker die Teilnehmer auf die Ulmer Alb führen (vgl. Heft 2/1954, S. 95).

Am 22. Mai besucht der Bund Korntal anlässlich der Korntaler Heimatwoche; die Leitung hat Dozent Dr. W. Carlé.

Am 4. und 5. Juni führt Dr. Schahl zu den bedeutendsten

Kloster- und Wallfahrtskirchen des bayerischen Barock und Rokoko (Fürstenfeld, Diessen, Rottenbuch, Ettal, Schäftlarn, Berg am Laim, Aldersbach, Osterhofen, Weltenburg, Rohr).

Am 2. und 3. Juli wird eine zweitägige Fahrt nach Vorarlberg und in den Bregenzerwald unter Leitung von Landeskonservator W. Genzmer und Prof. Dr. Schwenkel unternommen; hierfür ist Besitz eines Reisepasses erforderlich.

Am 4. September führt Prof. Dr. Richard Schmidt nach Feuchtwangen, Schillingsfürst und Rothenburg o. T.

Am 18. September werden mit Direktor Dr. Fleischhauer Donauwörth, Neuburg und Eichstätt besucht werden.

Am 2. Oktober führt Dr. A. Schahl eine Fahrt „Burgen und Schlösser der Grafschaft Limpurg“ nach Unterlimpurg, auf die Limpurg, in die Schenkenkapelle der Comburg, nach Obersonthem, Gaildorf, Schmiedelfeld und Untergröningen.

Mit der Kamera durch unsere Heimat

Das gesellige Zusammensein der Stuttgarter Ortsgruppe, das unter dem oben genannten Titel in Heft 6/1954 angezeigt wurde, wird auf Freitag, 22. April, verschoben; es findet, wie bekanntgegeben, 19.30 Uhr im Saalbau Rosenau, Rotebühlstraße 109 b, statt. Wir verweisen auf die erwähnte Anzeige.

Jahreshauptversammlung 1955

am 18. und 19. Juni in Biberach

Die diesjährige Jahreshauptversammlung, die wiederum gemeinsam mit der Hauptversammlung des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine am 18. und 19. Juni in Biberach durchgeführt werden wird, verspricht insofern ein besonderes Ereignis zu werden, als dabei der Sommernachtstraum von Shakespeare in der Wieland'schen Übersetzung und Justin Heinrich Knechts Natursymphonie aufgeführt werden sollen. Um den Teilnehmern einen möglichst vollständigen Überblick über die künstlerische Kultur Biberachs zu bieten, werden sowohl das Braith-Mali-Museum als auch das Wieland-Museum am 19. Juni ganztägig geöffnet sein, wobei verschiedene Führungen angesetzt worden sind. Von den gebotenen Vorträgen wird einer der Bedeutung Biberachs für die oberschwäbische Musikgeschichte gelten, der zweite, von Erhard Bruder, der Reichsstadt Biberach als solcher und der dritte, von Oberstudiendirektor Dr. Wenk, Oberschwaben als Natur- und Kulturlandschaft. Außerdem ist eine Rundfahrt zum Hochgeländ mit Besuch der Heinrichsburg vorgesehen. Stadtführungen werden das Programm ergänzen, das in Heft 2 ausführlich angezeigt werden soll. Wir rufen bereits heute unsere Mitglieder zur Teilnahme an dieser Veranstaltung auf, die einen erhöhten Anspruch auf allgemeineres Interesse und größere Beteiligung erheben darf. Auf der Strecke Stuttgart-Biberach und zurück wird eine Gesellschaftsfahrt zum halben Bahnpreis durchgeführt werden.

Studienfahrten nach Graubünden und nach Apulien - Sizilien

1. Die in Heft 2/1954 der Schwäbischen Heimat angekündigte Studienfahrt nach Graubünden unter der wissenschaftlichen Führung von Prof. Dr. H. Schwenkel und Prof. Dr. Leisi, Frauenfeld, soll nunmehr in der Zeit vom 14.-25. Juli stattfinden. Der Reiseplan ist folgender: Romanshorn, Chur, Schplügenpaß, Comersee, Berninapaß, Pontresina, Sils Maria, Zernetz, Ofenpaß, Nationalpark, Davos, Lenzerheide, Chur, Oberalppaß, Andermatt, Brunnen, Zürich, Schaffhausen.

Zweck: Bild und Bau der Schweizeralpen, Pflanzenwelt, Geschichte, Kunst und Volkstum, Sprachgrenzen der Rätoromanen und Walser. Gesamtkosten 196.50 DM ohne Mittagessen und Nebenkosten (Bergbahnen, Eintrittsgelder u. a.).

Anmeldung bei Prof. Dr. Schwenkel, Stuttgart N, Saumweg 15 oder „Karawane“, Ludwigsburg, Bismarckstr. 30.

2. Das Büro für Länder- und Völkerkunde in Ludwigsburg, Bismarckstraße 30 (Karawane) veranstaltet zu Ostern eine *Hohenstaufenreise nach Apulien und Sizilien* (Dauer 15 Tage vom 3. 4. bis 17. 4.). Preis etwa 475.- DM. Die wissenschaftliche Führung hat Prof. Dr. Schwenkel übernommen. Anfrage an die Karawane, Ludwigsburg, Bismarckstraße 30.

Alte Mitglieder

Es ist ein natürlicher Wunsch wohl jedes gemeinnützigen Vereins und so auch unseres Bundes, alte Mitglieder, die dem Verein lange Jahre die Treue gehalten haben, besonders zu ehren. Der Schwäbische Heimatbund hat leider durch den Krieg seine alten Akten verloren und ist somit nicht mehr in der Lage, festzustellen, wann das einzelne Mitglied beigetreten ist. Wir bitten deshalb die vor dem Krieg beigetretenen Mitglieder um Mitteilung des Zeitpunkt ihres Beitritts. Unseren Vertrauensmännern wären wir dankbar, wenn auch sie sich um entsprechende Feststellungen bemühen und uns gegebenenfalls Nachricht geben wollten.

Festschrift

„50 Jahre Deutscher Heimatbund“

Wir machen unsere Mitglieder darauf aufmerksam, daß sie die soeben herausgekommene Festschrift „50 Jahre Deutscher Heimatbund“, solange Vorrat reicht, unentgeltlich, jedoch gegen Ersatz von Verpackung und Porto, von der Geschäftsstelle beziehen können.

Mangelnde Würde

In einer Stuttgarter Tageszeitung wurde mitgeteilt, daß zum zehnten Jahrestag der Hinrichtung von Dr. E. Bolz, dem einstigen Staatspräsidenten von Württemberg, in Rottenburg eine Gedächtnisfeier abgehalten werde (Sonntag, 23. Januar). Mitten in diese Mitteilung hinein wurde eine Reklame gesetzt „Linde's, ja – der schmeckt.“ Eine derartige Würdelosigkeit müßte doch den Herausgebern aufgefallen sein. Den Lesern jedenfalls, die Dr. Bolz verehrt haben, fiel sie auf. Schw.

„Gebändigte Kraft“

Auf der Brücke beim Kraftwerk Besigheim der Neckar-AG ist die viel umstrittene Großplastik der Bildhauerin Eva Zippel „Gebändigte Kraft“ aufgestellt worden. Die Künstlerin ist aus einem Wettbewerb als Siegerin hervorgegangen, obwohl das Werk extrem „modern“ gestaltet ist: ein stattlicher Bauernbursche „faßt den Stier bei den Hörnern“. Doch nehmen sich Stier und Bändiger trotz der Wucht der Masse recht gemütlich aus, wohl um auszudrücken, daß die Kraft des Neckars tatsächlich gebändigt ist. Am Eingang zu der Brücke steht das monumentale Werk sehr wirkungsvoll in der Landschaft, obwohl es bis jetzt die Bevölkerung nicht so recht zu „schlucken“ vermag. Der Gedanke der Neckar-AG ist aber zu beloben, daß sie das Werk überhaupt geplant und dann gewagt hat. Eine Tageszeitung brachte eine recht sinnige Aufnahme. Eine Bäurin steht mit ihrer Kuh vor dem Werk, die Kuh soll aber den Stier als solchen nicht erkannt haben. Schw.